

50 Pfg.

Die große Gefahr: Ganz Deutschland im Strahlendom der Fernlenk Waffen

Postverlagsort München Ausgabe D
ZB
ILLUSTRIERTE
Für Menschen im Atomzeitalter



BRÜSSEL KÖLN RUHR BERLIN LEUNA PRAG

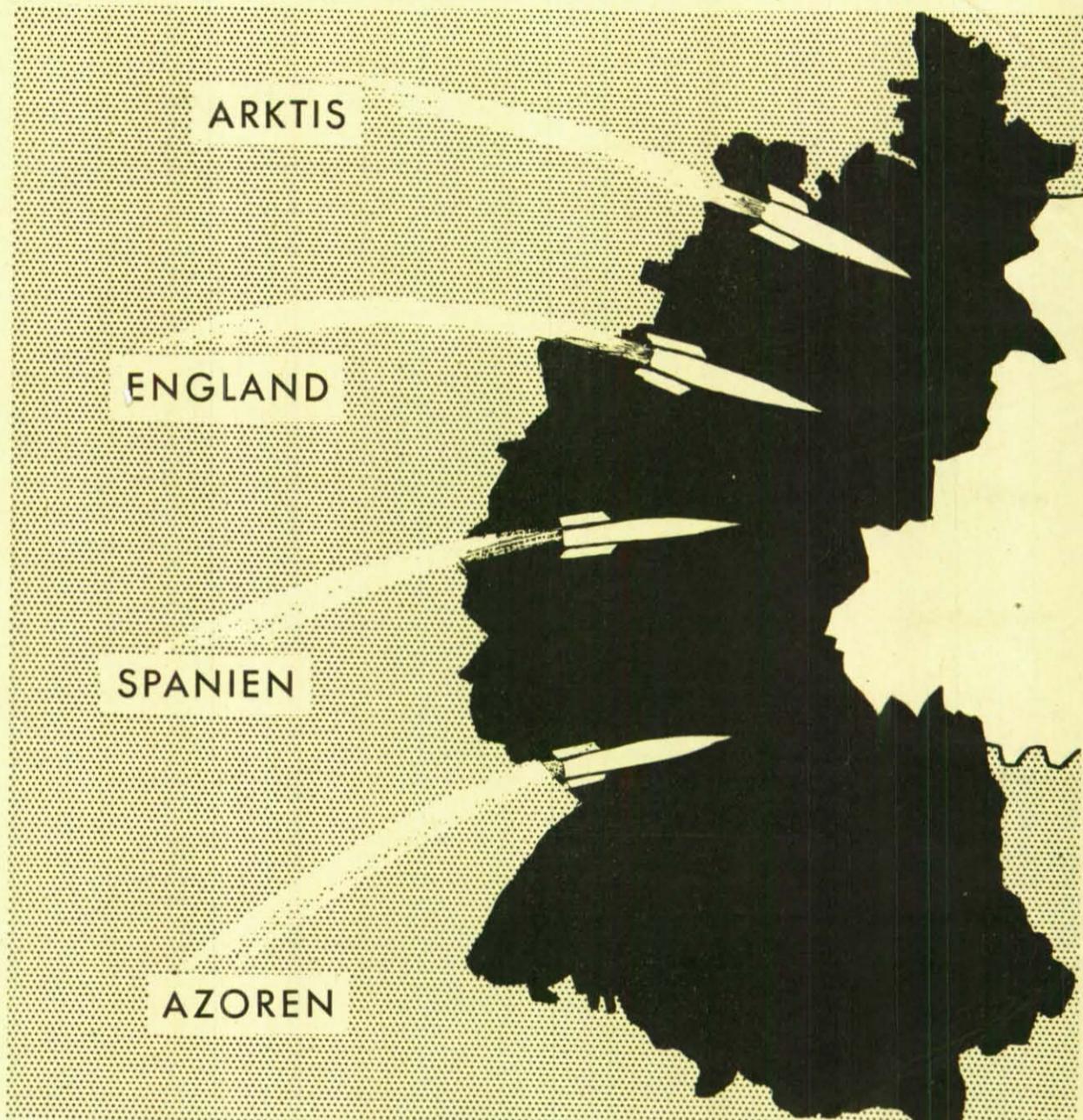
Die Gefahr sehen
heißt den ersten
Schritt tun, um
ihr zu begegnen:

IM STRAHLENDOM

Von den hier angedeuteten Raketenbasen der westlichen Welt soll im Falle eines Angriffes aus dem Osten die Vergeltung mit Fernlenk- waffen erfolgen. Ihre Bahnen durchschneiden den Luftraum über den beiden Teilen des zer- rissenen Deutschlands. Neben den Interkontin- talen- und den Mittelstreckenraketen mit Reichweiten von 3000 bis 8000 Kilometern sind aber auch taktische Raketen wie der „Matador“ (1100 Kilometer Reichweite) einsatzbereit so- wie Flugabwehrraketen (z. B. die „Nike“) und die Lenkgeschosse der Raketenartillerie für Nahziele (30 bis 300 Kilometer).

Notwendig!

Wo es um die Erhaltung des Lebens und der materiellen Werte des Menschen geht, da sind die sonst so beträchtlichen Unterschiede zwi- schen Ost und West kaum noch zu spüren. Beim Schutz der Zivilbevölkerung beispiele- weise geht es um den Menschen und das von ihm Geschaffene. Die Anstrengungen, den Menschen in seiner Existenz vor den Gefahren möglicher Katastrophen zu schützen, sind dies- seits und jenseits des Eisernen Vorhangs die- selben. Die Gründe, die zur Notwendigkeit und zur Möglichkeit eines solchen Schutzes an- geführt werden, ähneln sich, als kämen sie aus gemeinsamer Überlegung, aus derselben Quelle. Und obwohl das im Hinblick auf die bestehenden Spannungen nicht so ist, obwohl keine Absprachen vorhergegangen sein kön- nen, reden die Politiker in Ost und West zu diesem Thema dieselbe Sprache, eine, die hüben und drüben Wort für Wort, Argument für Argument, verstanden werden kann. Viel- leicht darf man es tröstlich nennen, daß der zivile Bevölkerungsschutz zu jenen Aufgaben gehört, die keiner Regierung eine auch nur um Nuancen andere als positive Einstellung er- laubt. Was wir in der Bundesrepublik als ein- heitliches Bekenntnis aller Parteien buchen dürfen, das Ja zum Luftschutz, das ist auch als undiskutierbares Anliegen überall in Ost und West festzustellen.



In Ost und West:

Bereits im April vorigen Jahres wurde über ein Luftschutzgesetz in der Volkskammer der Sowjetzone diskutiert. Dabei mußte der Innen- minister Karl Maron (SED) starke Kritik entgegen- nehmen, weil er die Ausarbeitung des Gesetzes „nicht ernst genug genommen hat“. Nach dem in- zwischen dem Plenum der Volkskammer vorgeleg- ten Gesetz kann jeder Bürger der DDR zum Luft- schutzdienst verpflichtet werden. Das System der Hauptvertrauensleute wird auch auf den Luftschutz übertragen. Für jedes Haus soll ein Luftschutzver- trauensmann bestimmt werden, der im Ernstfall Weisungsrecht hat. Jeder Bezirk erhält eine Luft- schutzschule und jede Großstadt über 150 000 Men- schen eine Luftschutzzentrale, die die Einsatzberei- tchaft des Luftschutzes ständig kontrolliert. Im Frühjahr sollen bereits die ersten Lehrgänge an den 14 Luftschutzschulen beginnen.

Unerläßlich

Hätte ja doch alles keinen Zweck, meinten Ar- beiter im Leipziger Kirow-Werk, als gestern in der Mittagspause die Sprache auf unser Luftschutz- gesetz kam. Ähnliche Auffassungen wurden auch in anderen Betrieben geäußert, und wiederholt wurde gesagt, gegen Atombomben gäbe es keinen

Schutz mehr und noch mal in einen Keller würden einen keine zehn Pferde mehr bringen.

Natürlich wäre es falsch, die furchtbare Wirkung moderner Massenvernichtungsmittel zu leugnen oder zu bagatellisieren. Der beste und einzig zu- verlässige Schutz gegen sie ist ihr völliges Verbot und die Erhaltung des Friedens.

Jeder verantwortungsbewußten Regierung er- wächst die Pflicht, neben anderen Sicherungsmaß- nahmen für einen wirksamen Schutz der Zivilbevöl- kerung, ihrer Wohnungen und der Stätten ihrer red- lichen Arbeit zu sorgen. Gerade das findet seinen Ausdruck im Luftschutzgesetz.

(Aus der „Leipziger Volkszeitung“, Leipzig, am 11. 1. 1958)

Verluste vermindern

Das Gesetz über den Luftschutz in der Sowjet- zone wurde von Staatssekretär Herbert Grünstein begründet. In der Aussprache zum Gesetz, das als letzter Tagesordnungspunkt zur Beratung vorlag und dem Rechtsausschuß zur weiteren Beratung

überwiesen wurde, ergriffen Staatssekretär Dr. Heinrich Toeplitz (CDU), der Leipziger Oberbürger- meister Erich Uhlich für die Fraktion der SED, Dr. Max Suhrbier von der LDPD und Elisabeth Schäfer (NDPD) das Wort. Sie alle begrüßten das Gesetz und ergänzten die Begründung.

Auf die Frage, ob Luftschutz überhaupt noch Zweck habe angesichts der modernen Luftangriff- mittel, antwortete Staatssekretär Grünstein: „Selbst- verständlich kann Luftschutz keinen hundertpro- zentigen Schutz gewährleisten. Der beste und ein- zig zuverlässige Schutz wäre mit der Ächtung aller Massenvernichtungswaffen und der Erhaltung des Friedens gegeben. Er kann nicht verhindern, daß Gebäude abbrennen und Menschen getötet oder verletzt werden, jedoch können Verluste und Schä- den um ein ganz Beträchtliches vermindert werden.“

Bei der im Gesetz vorgesehenen „Organisation freiwilliger Luftschutzhelfer“ wird es sich nicht um eine umfassende Massenorganisation in der Art des

DER FERNLENKKWAFFEN



Vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer und der vorgeschobenen Raketenbasis Albanien sind die Abschubrampen des Ostens verteilt. Ihr bedrohliches Vorhandensein beschäftigt uns ganz besonders und zwingt uns zu Schutzvorkehrungen. Die Sowjets vermögen von diesen Basen alle Ziele in ganz Europa, der Türkei und Nordafrika zu erreichen. Der im Ernstfall über dem gesamtdeutschen Gebiet aufblitzende Strahlendom der Raketen aus Ost und West, wie ihn unser Titelbild ahnen läßt, bildet neben der Atombombe eine neue Gefahr, die den modernen Luftschutz vor zusätzliche Probleme stellt.

Lebenswichtig!

Vor uns liegen die Volkskammerbeschlüsse und Reden, die anlässlich der Beratung des Zonen-Luftschutzgesetzes von Pankow bekanntgegeben und von der mitteldeutschen Presse aufgegriffen und kommentiert worden sind. Wenn man sich durch das Gestrüpp eines uns fast fremdsprachlich anmutenden Vokabulars hindurchgelesen hat, wird im Kern genau das erkennbar, was auch hierzulande wie überall in dieser bedrohten Welt zum Thema Luftschutz gesagt wird: Der Luftschutz stellt eines der lebenswichtigsten Probleme dar — von welcher Beschaffenheit die Bomben auch sein mögen, die zur Vernichtung ausersehen sind. Wir wollen bei dieser Gleichheit der Ansichten nicht rechthaberisch sein; aber es scheint uns doch notwendig, auf sie hinzuweisen, weil sie die auch bei uns aus luftschutzfeindlichen Kreisen tönenden Schlagworte verstummen läßt. Diese Parolen der Verneinung lauten: Es gibt keinen Schutz gegen Atombomben! Luftschutz ist Kriegsvorbereitung! Wirklich? Lesen Sie die hier zitierten Äußerungen von jenseits des Eisernen Vorhangs. Wenn es überhaupt keinen Schutz gäbe, dann würden nicht überall in Ost und West Schutzmaßnahmen entwickelt, und wenn Luftschutz Kriegsvorbereitung wäre, dann träfe dieser Vorwurf ganz besonders die Schweiz und Schweden, die mit ihren Schutzvorkehrungen am weitesten sind.

Ja zum Luftschutz!

einstigen Luftschutzbundes handeln, sondern um eine Zusammenfassung derjenigen Bürger, die auf freiwilliger Grundlage bereit sind, beim Aufbau des Luftschutzes aktiv mitzuwirken und sich die dazu notwendigen Kenntnisse anzueignen. „Die Organisation freiwilliger Luftschutzhelfer“ soll das wichtigste Instrument der örtlichen Organe zur Aufklärung und Anleitung der Bevölkerung in den wirksamsten Methoden des Luftschutzes sein.“

„Märkische Union“, Potsdam, 11. 1. 1958)

Sinnlos? Grundfalsch!

„Dieses Gesetz werden wir gemeinsam mit unserer Bevölkerung verwirklichen“, sagte Dr. Suhrbier von der liberaldemokratischen Fraktion in der Volkskammer und führte u. a. weiter aus: „Es handelt sich dabei um die freiwillige Mitarbeit unserer Menschen. Wir zweifeln nicht daran, daß diese Mitarbeit gerade hier in weitestem Umfang und bereitwilligst geleistet werden wird. Denn jeder wird begreifen, daß er hier durch seinen Einsatz für die Ge-

meinschaft auch sich selbst am wirksamsten hilft. Wir messen dieser Aufklärungsarbeit gerade für dieses Gesetz besondere Bedeutung zu. Es gilt, unseren Menschen einmal den Inhalt des Gesetzes als folgerichtigen Ausdruck unseres unveränderten Friedenswillens zu erklären, der die Erhöhung unserer Verteidigungsbereitschaft gerade hier erfordert, wo es um den Schutz der gesamten Bevölkerung vor unvorstellbaren Gefahren geht. Es gilt aber ebenso, der Bevölkerung den Wert und die Wirksamkeit und darum die Notwendigkeit des Luftschutzes zu erklären.

In unserer Aufklärungsarbeit müssen wir uns aber auch eingehend und konkret mit den bisher nicht seltenen Auffassungen auseinandersetzen, daß angesichts der heutigen Formen und Mittel des Luftkrieges alle Schutzmaßnahmen von vornherein nutzlos seien und daß man deshalb nichts weiter tun könne, als ihn über sich ergehen lassen.

Wir müssen den Menschen sagen, daß diese Auf-

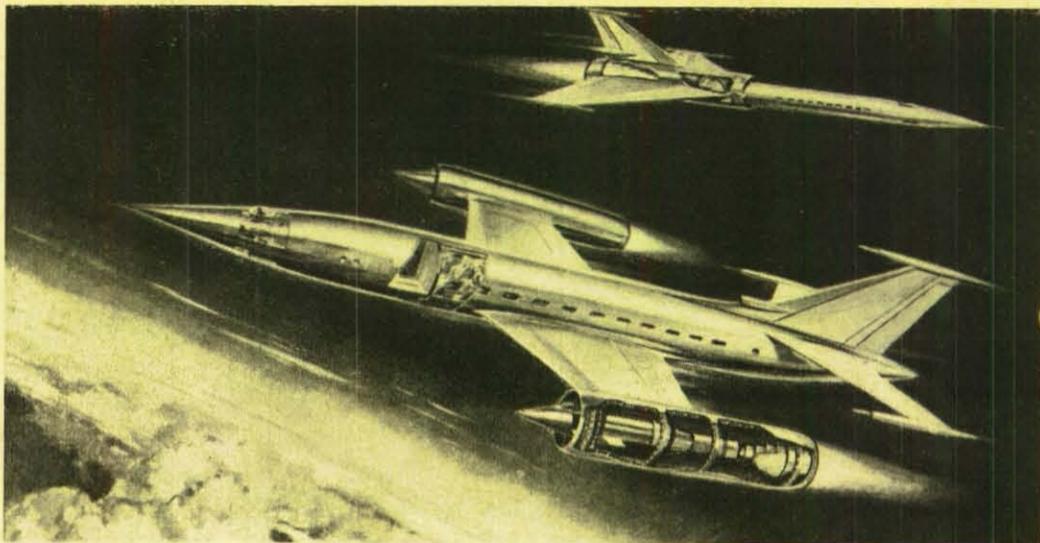
fassung grundfalsch ist. Selbstverständlich dürfen wir die verheerenden Gefahren des Krieges überhaupt, so vor allem des Luftkrieges, wie bisher so auch künftig nicht verschweigen oder auch nur verkleinern. Wir dürfen die Menschen nicht in ein falsches Gefühl der Sicherheit wiegen. Das wäre nicht zu verantworten, weil es der Wahrheit nicht entspräche.

Aber ebensowenig ist es richtig, diese Gefahr über alles Maß hinaus zu übertreiben. Wir wollen einmal darauf hinweisen, daß auch Form und Wirkung der Gefahren aus der Luft außerordentlich unterschiedlich sind. Es geht ja nicht nur um den Schutz vor den allerschwersten Gefahren, wie etwa den Wasserstoffbomben. Weiter ist wissenschaftlich erwiesen und durch Erfahrungen begründet, daß es auch für die Wirkung der Luftkriegswaffen Grenzen gibt. Geeignete Schutzmaßnahmen und richtiges Verhalten der Bevölkerung werden die Grenzen noch wesentlich weiter ziehen. Wir können zu unserer Wissenschaft und Technik das Vertrauen haben, daß sie in ihrer Arbeit mit Erfolg bemüht sein werden, den Luftschutz entsprechend der Forderung des Gesetzes nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen aufzubauen und so den höchstmöglichen Schutz für die Bevölkerung zu erreichen.

Fortsetzung Seite 21

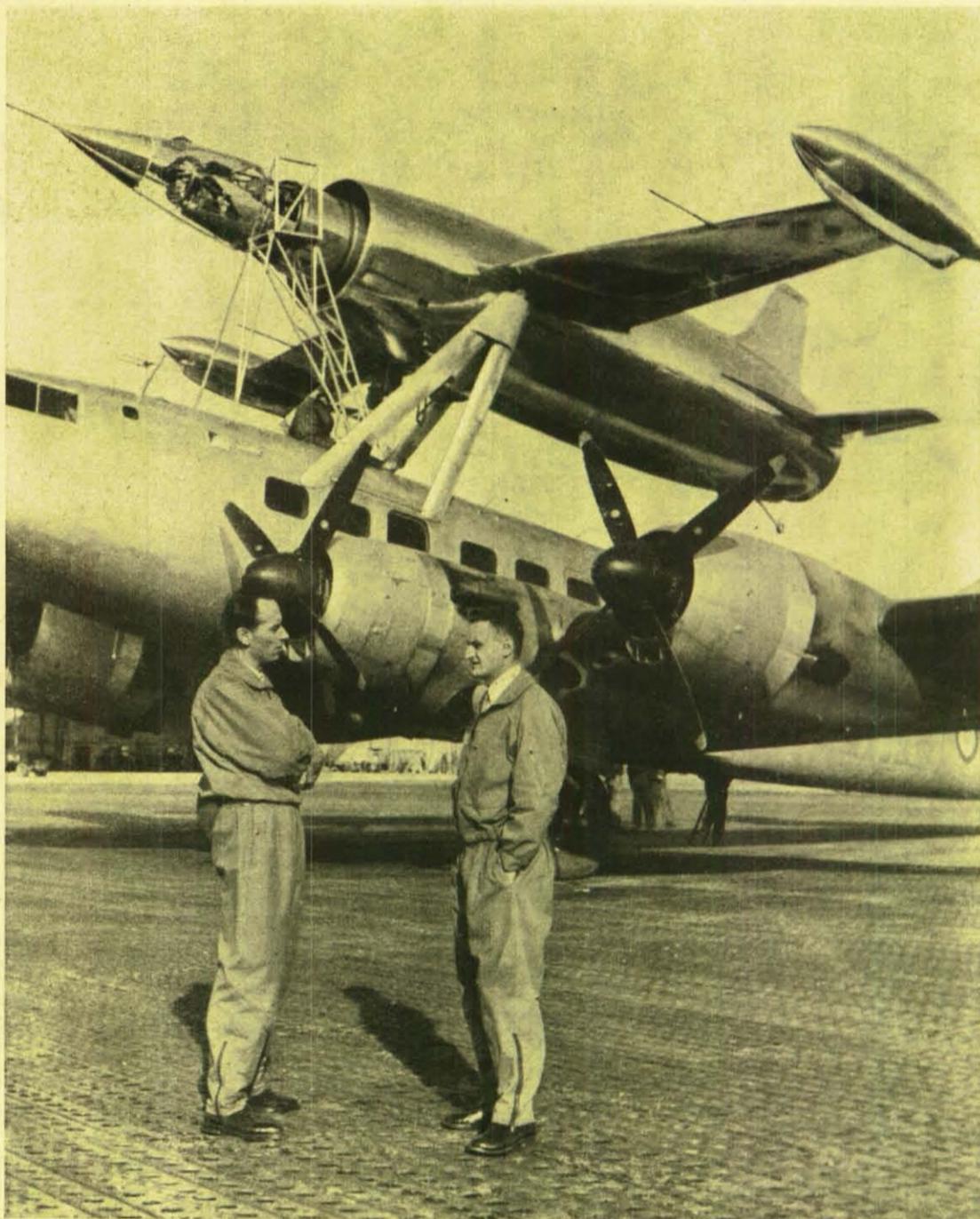
Frankreich stellt vor:

Er gilt als Prototyp eines Abfangjägers, der „Wundervogel LEDUC 022“. Ausgerüstet mit einem im Rumpf eingebauten Staustrahltriebwerk und einer Spezial-Startturbine vom Typ SNECMA ATAR beschleunigt er mühelos auf Mach 2, das heißt also auf die doppelte Schallgeschwindigkeit, und „klettert“ in fünf Mi-



Wundervogel LEDUC 022

nuten auf 25 000 m Höhe. Der Kraftverbrauch beträgt 50 PS pro kg Fluggewicht. Entwickelt wurde LEDUC 022 aus der etwas kleineren LEDUC 021. Sie bestand ihre Ersterprobung am 26. Dezember 1956. Jetzt stellt sie sich als durchkonstruiertes Kampfflugzeug vor. Es hat den bekannten französischen Flugpionier Leduc und seine Mitarbeiter inzwischen gut 600 000 Arbeitsstunden gekostet. So lang ist der Weg von der Idee zur Ausführung. Der Konstrukteur möchte für die zivile Luftfahrt aus dem überschnellen Jäger ein noch schnelleres Verkehrsflugzeug entwickeln, das mit Mach 4 die Strecke Paris—New York in 1 Std. 30 Min. schaffen kann.

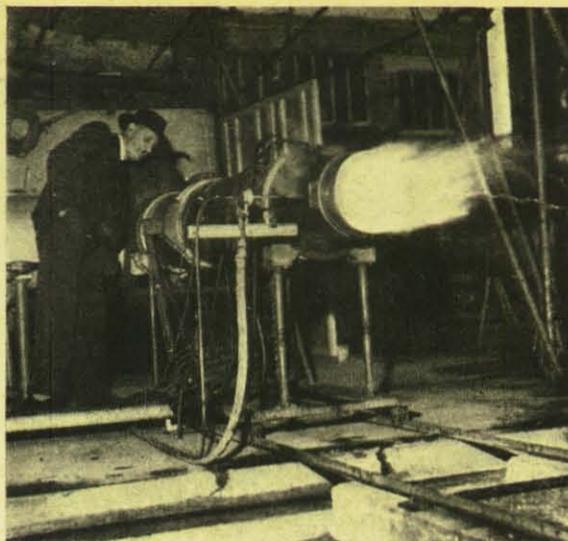


Piloten für LEDUC 022 sind Spezialisten und stehen bei jedem Flug vor einer echten Bewährungsprobe. Die LEDUC startet nämlich noch nicht vom Boden aus. Sie wird durch eine Transportmaschine „auf Höhe“ gebracht und wirft sich dann mit der kunstvoll gebändigten Kraft ihres Eigenantriebs in die Luft. Auf dem Bild oben sehen Sie, wie die Rekordmaschine vor ihrem Start auf dem Trägerflugzeug „reitet“, und auf dem Bild links, wie der Pilot Jean Sarrail in seine Kabine „einsteigt“. Sarrail ist einer von der jungen Garde der Testpiloten, denen der Konstrukteur Leduc seine wertvollen und empfindlichen Maschinen anvertraut, 1919

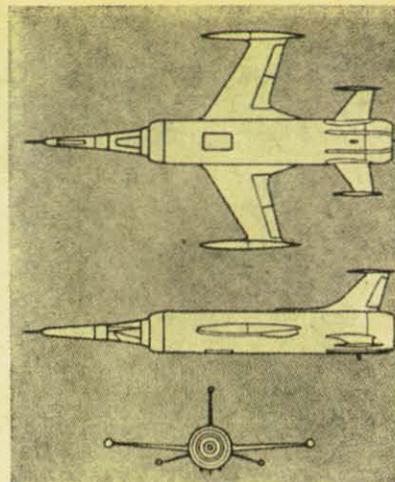
geboren, und zwar in Toulouse, begeisterter Rugbyspieler und natürlich mit Leib und Seele Flieger. Er ist es, der am 2. Weihnachtstag des Jahres 1956 die erste LEDUC 022 geflogen hat. Es heißt etwas, einen neuen Flugzeugtyp, der noch nie in der Luft gewesen ist, zu starten, zu steuern und — heil zurück auf den Flugplatz zu bringen. Gleichzeitig müssen alle „Lebensregungen“ der Maschine, ihre Tücken und ihre Vorzüge „erfaßt“ werden. Denn: Die Weiterentwicklung einer solchen Maschine hängt natürlich sehr stark von der fachlichen Beurteilung des Testpiloten ab, der bei der LEDUC 022 in der spitzen Nase der Maschine hockt.



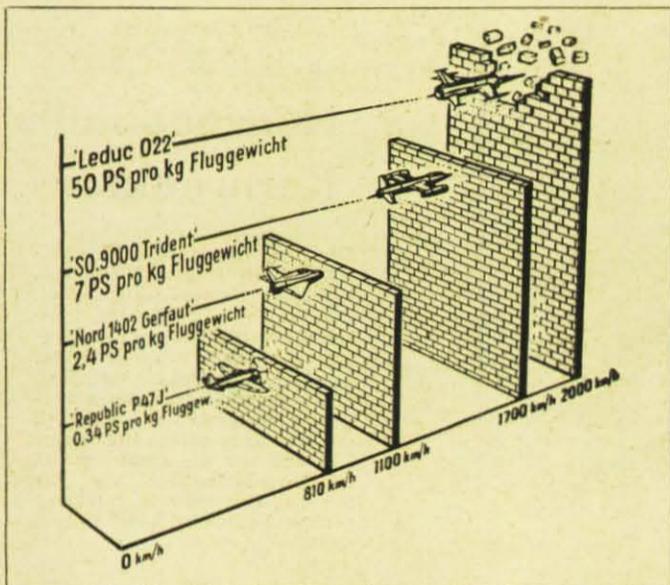
LEDUC 022 wird gebaut. Blick auf die Montage.



Konstrukteur Leduc läßt das Triebwerk probelaufen.

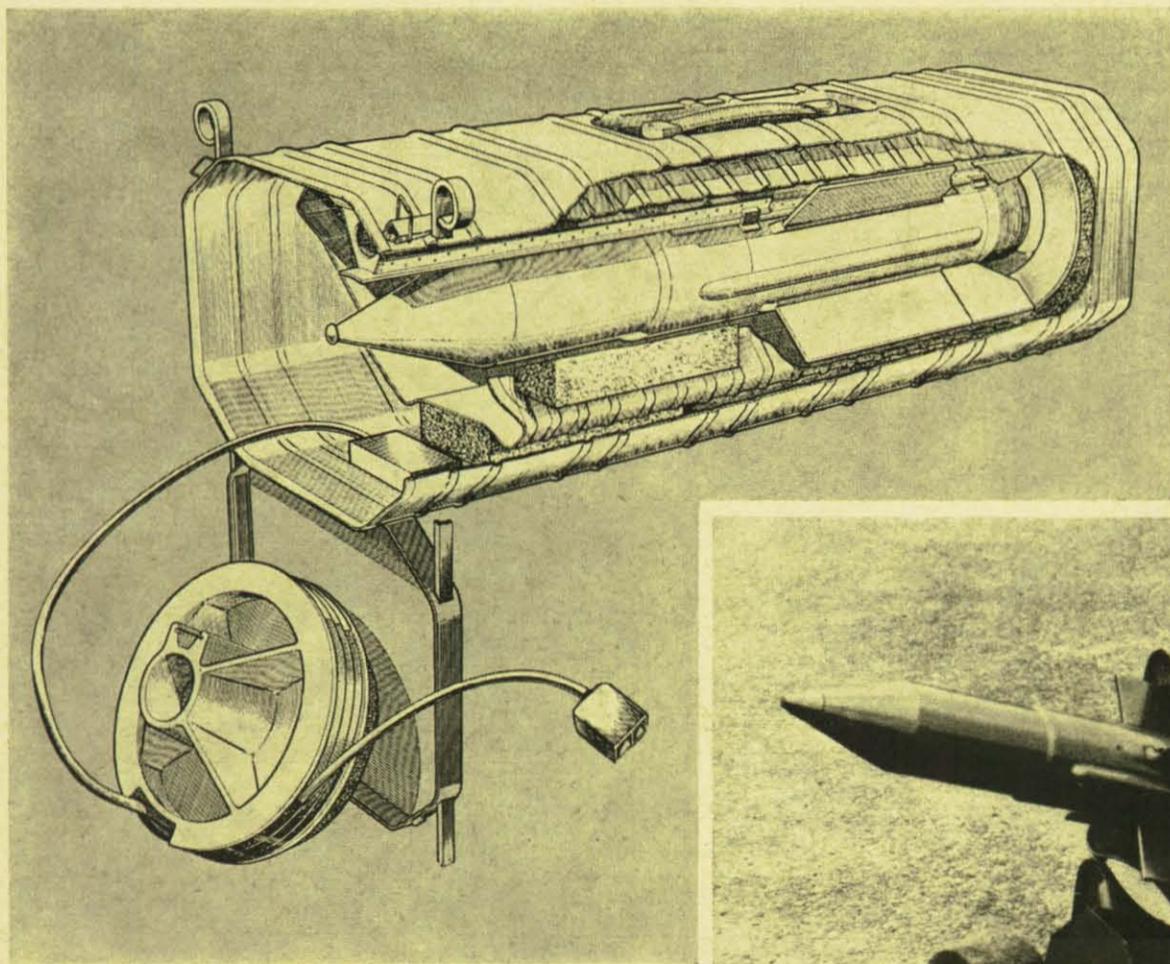


Das ist die LEDUC von oben, von der Seite und von vorn. Der Pilotensitz befindet sich im letzten Drittel der „Nase“.



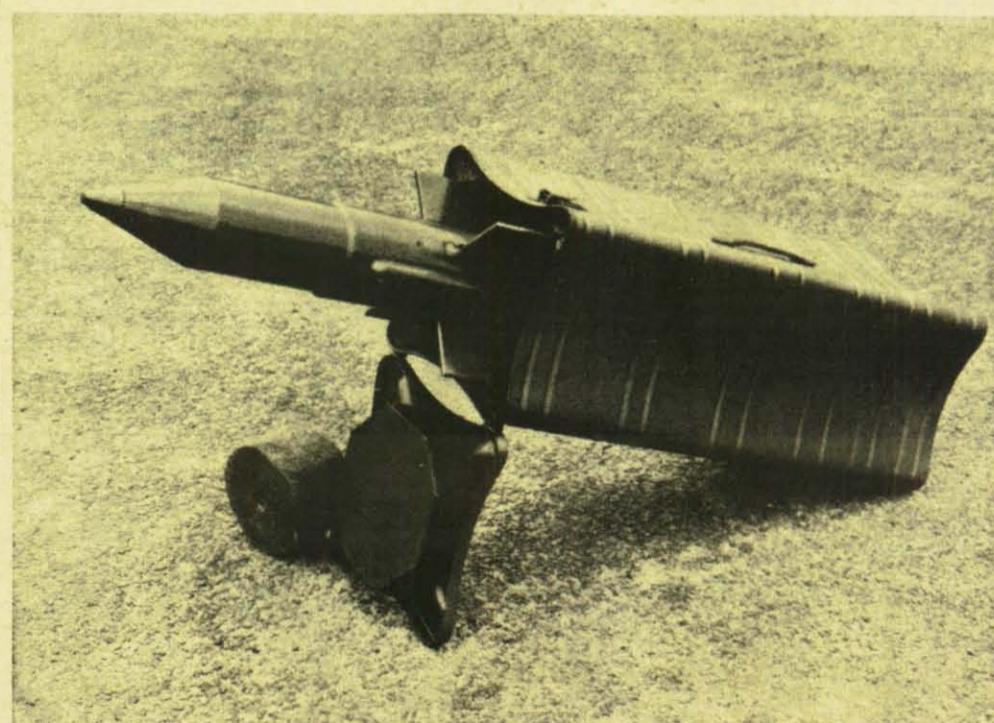
Uberschnell und überstark ist die neue Rekordmaschine. Sie läßt im Tempo und Kraftstoffverbrauch viele „Kollegen“ weit hinter sich.

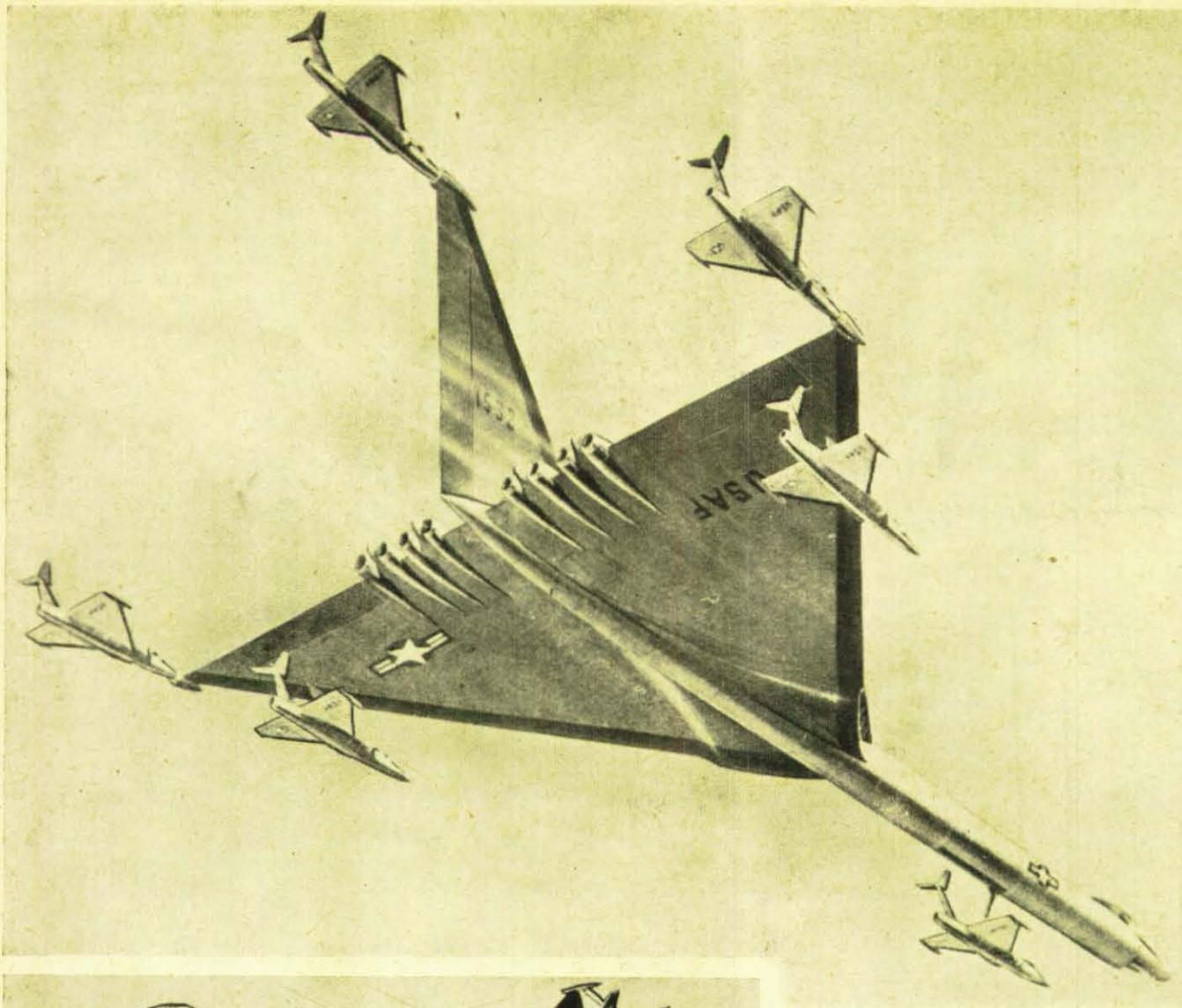
Ein Augenblick höchster Spannung. Die LEDUC macht sich „selbständig“. Auf dem Trägerflugzeug sieht man ganz deutlich das Gestänge ihrer Haltevorrichtung.



Großbritannien
stellt vor:
VICKERS
Type 981

Die Vickers Type 981 ist eine drahtgelenkte neue Panzerabwehrrakete, klein, leicht und darum von jedem Infanteristen ohne Schwierigkeit zu transportieren. Länge: 939 mm, Breite und Höhe 368 mm. Der Soldat, der diese Waffe bedient, kann sie mit Hilfe eines Kabels und einer optischen Kontrollanlage selbst haargenau ins Ziel steuern.



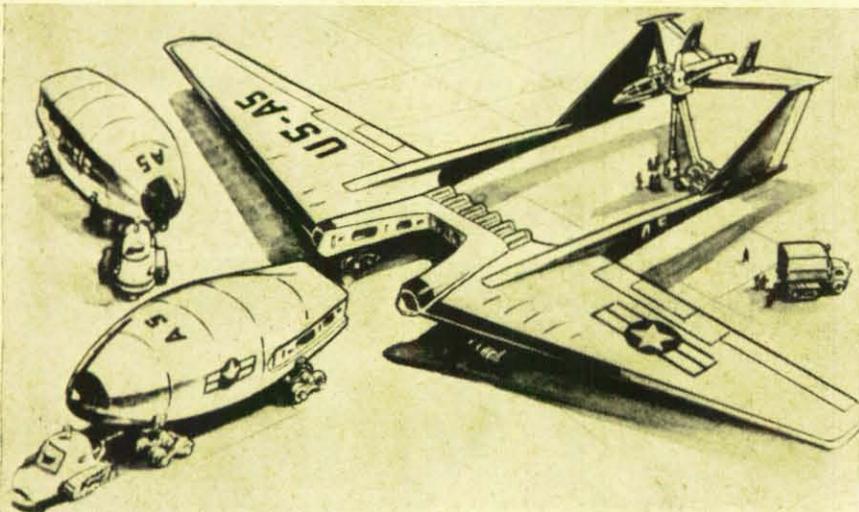


◀ Leibwache stets dabei

Der Bau eines Bombers vom Typ B 52 verschlingt 35 Millionen DM; ein Atomflugzeug wird gewiß mehr als das Doppelte kosten. Die zivile Luftfahrt könnte diese notwendigen Mittel nicht aufreiben. Das Militär entwickelt die ersten Atomflugzeuge. Sie sind damit ein empfindliches militärisches Angriffsobjekt, und die Fachleute zerbrechen sich schon heute den Kopf darüber, wie die teuren Maschinen geschützt werden können. Unsere Zeichnung zeigt einen atomgetriebenen Bomber, der seinen Jagdschutz mit sich führt. Der Plan trägt die Bezeichnung „Opossum“, da Opossums ihre Jungen ähnlich mit sich herumtragen.

Flugzeug mit ▶ Kernreaktor

Die geheimnisvolle Maschine NB 36 H der US-Luftflotte hat einen Kernreaktor an Bord. Der Reaktor ist in Betrieb, seine Energie verpufft, denn das Flugzeug wird mit Benzin angetrieben. Es ist ein fliegendes Laboratorium, das neben tausend anderen Dingen auch erproben soll, wie sich ein Reaktor in großen Höhen verhält und wie die Besatzung mit leichten Materialien vor der starken radioaktiven Strahlung genügend geschützt werden kann.



Auswechselbarer ◀ Motorkopf

Als Spitze eines neuartigen Flugzeuges planen einige Luftfahrt- und Atomsachverständige in USA ein auswechselbares Atomtriebsagregat. Die Besatzung soll in dem flugzeugähnlichen Aufbau am Heck untergebracht werden. Im Notfall kann dieser Steuer- und Passagierkörper ausgeklinkt, eine kurze Strecke für sich geflogen und gefahrlos zur Landung gebracht werden.

Unsere Serie „Der Mensch greift in Gottes Werkstatt“ konnte nicht ohne das Studium zahlloser Bücher und wissenschaftlicher Aufsätze entstehen. Wir möchten an dieser Stelle allen Autoren, die wir hier nicht einzeln nennen können, danken und unsere Leser wenigstens auf einige leichtverständliche Werke aufmerksam machen:

G. Dogli: „Magie der Strahlen“; Büchergilde Gutenberg, Verlagsgesellschaft, Frankfurt a. M.; 6.50 DM.

D. Lang: „Die Männer im Bleianzug“; Obelisk Verlag, Wien, 1957.

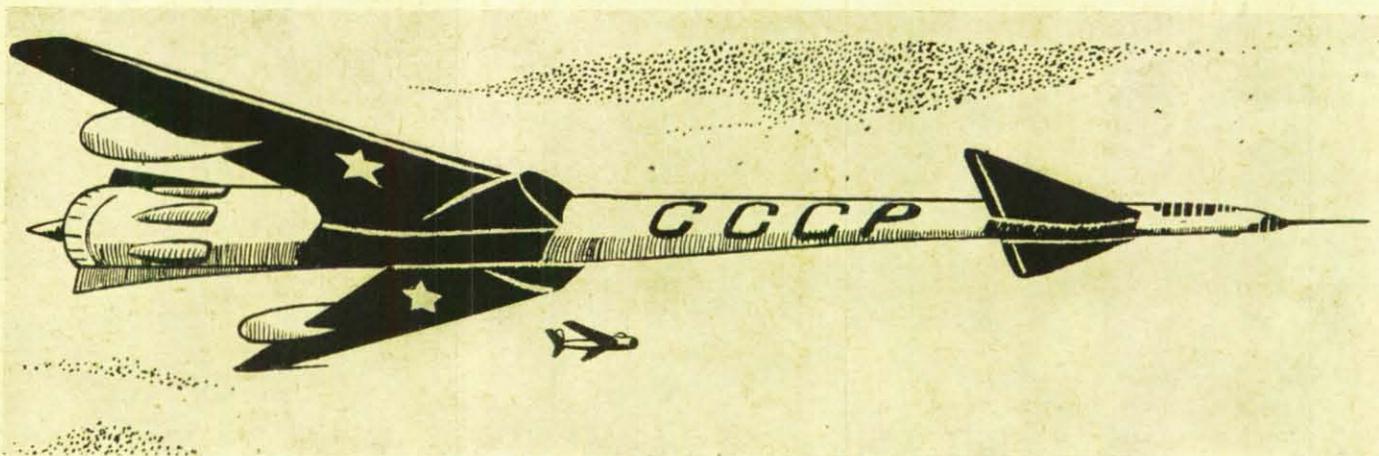
A. M. Biew: „Kapitza, der Atomzar“; Verlag Pohl & Co, München; 9.80 DM.

H. Bastian: „Höhenwege der Menschheit“; Safari Verlag, 1955; 18.50 DM.

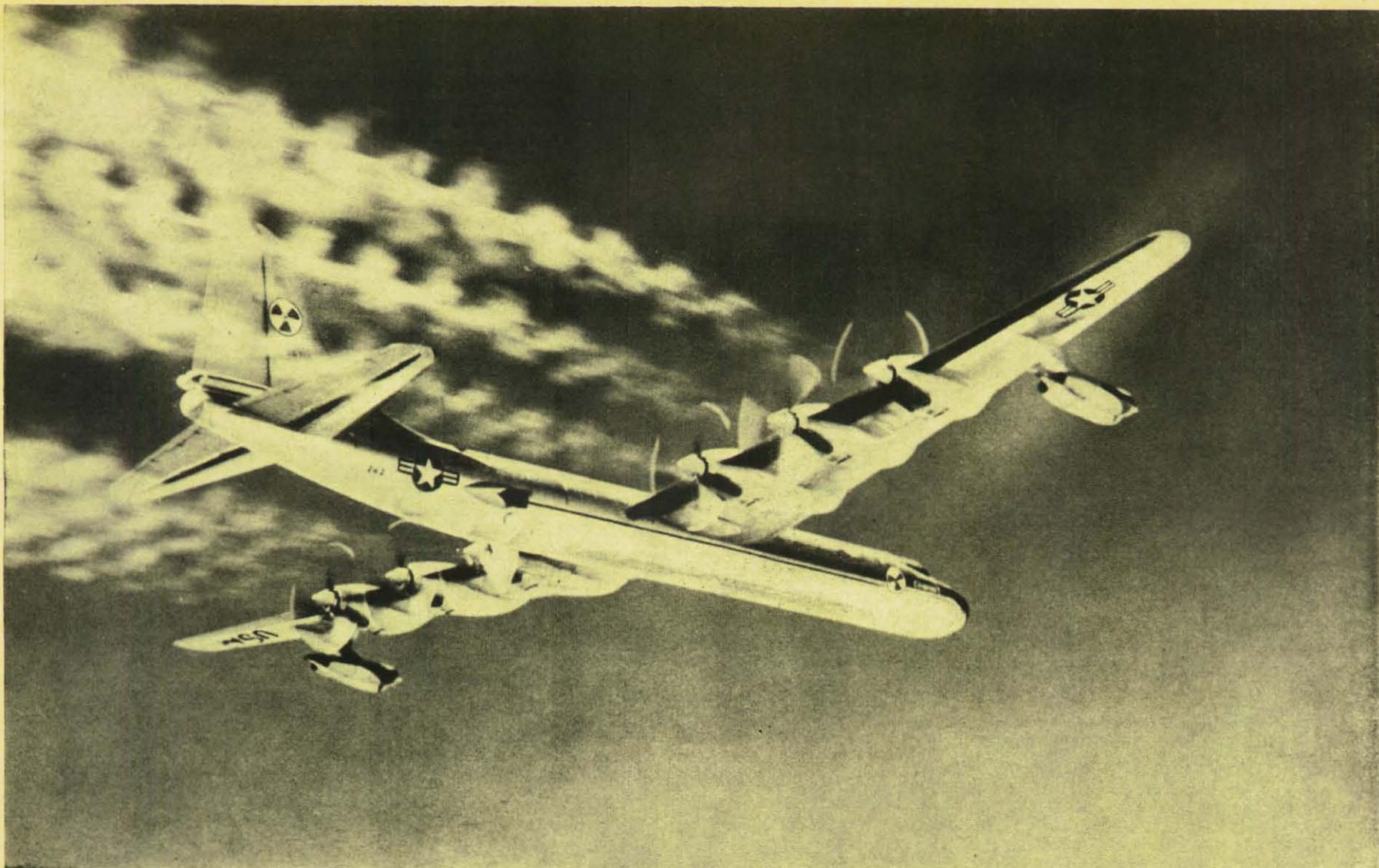
F. Kahn: „Das Atom endlich verständlich“; Albert Müller Verlag, Rüschlikon-Zürich, 1954; 8.80 DM.

Die Russen ▶ starten bald

Bereits im Bau ist das erste Atomflugzeug der Sowjetunion. Wie Prof. Pokrowski, der Leiter des Projektes, bekanntgab, soll es sich noch im Laufe dieses Jahres in die Luft erheben. Besatzung und Passagiere werden in der Spitze untergebracht. Am hinteren Teil des 100 Meter langen Rumpfes befinden sich die Flügel und die Atomtriebwerke. Die radioaktive Gefahr wird teilweise schon durch die ziemlich weite Entfernung der Kabinen vom Reaktor gebannt.



Mit Atomkraft in die Lüfte



Zeppelin in Sicht

Der Atomtrieb konnte zuerst in der Schifffahrt angewandt werden, da bei ihr das Gewicht im Vergleich zur Fliegerei eine untergeordnete Rolle spielt. Zur Abschirmung der radioaktiven Strahlung muß ein Atomreaktor in einen Mantel von 2 m Beton oder 60 cm Blei gehüllt werden. Dieser Mantel fällt so stark ins Gewicht, daß erste Berechnungen ergaben: ein Atommotor mit einer Leistung von 8000 PS wiegt 200 Tonnen. Moderne Flugzeugmotoren gleicher Leistung wiegen dagegen nur 4 bis 8 Tonnen. Das wichtigste Problem für die Entwicklung von Flugzeug-Atommotoren ist und bleibt die Gewichtsverminderung. Auch der leichteste Reaktor wird noch so schwer sein, daß er nur in große Flugzeuge eingebaut werden kann. Es ist durchaus möglich, daß mit dem Atomtrieb der Zeppelin wiederkommt. Er ist von Natur aus eher als ein Flugzeug in der Lage, die schweren Abschirmvorrichtungen mit sich zu führen. Und die alte Gefahr, daß Feuer ausbricht, sie wäre nicht mehr zu befürchten, denn im Uranreaktor brennt keine Flamme.

Der Mensch greift in Gottes Werkstatt

Letzte Folge



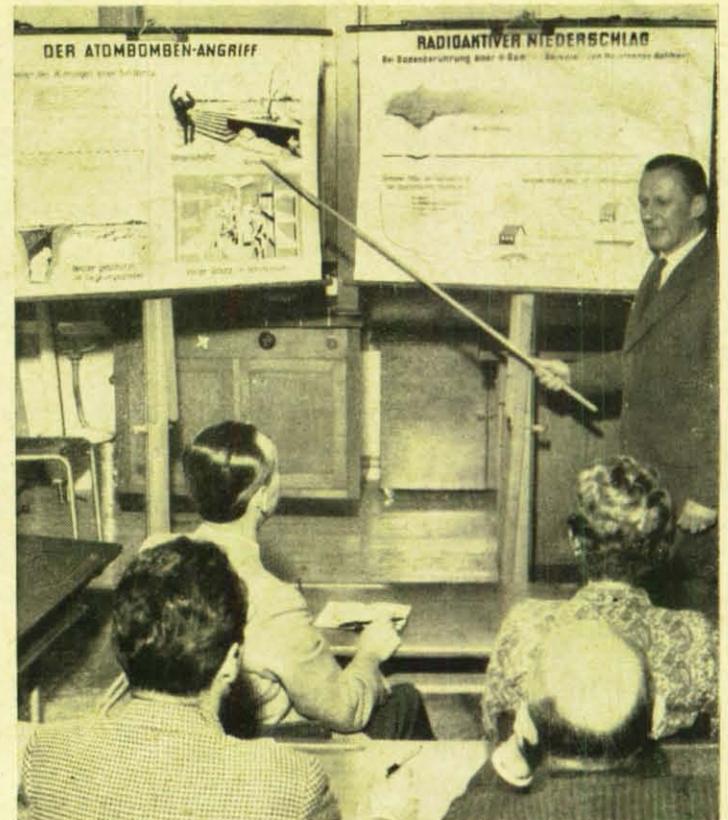
Unbegrenzte Rollbahn

Bei Atomflugzeugen wird es sich entsprechend dem Gewicht und der Größe der Motoren um Maschinen mit einer durchschnittlichen Länge von 100 m handeln. Bei solchen Ausmaßen werden die Rollbahnen zu klein. Die Weite des Meeres bietet sich an. Für Flugboote wird neuerdings viel Interesse gezeigt.



Im Ernstfall geht es schneller, das Vorrücken der Rettungsstaffel zu einer Schadensstelle. Die Männer des Selbstschutzes werden aber die gleiche Ausrüstung haben wie diese Helfer hier. Von der Schutzmaske bis zur Brechstange führen sie alles Notwendige mit sich, um Menschen schnell aus Trümmern zu befreien.

Sind Menschenleben in Gefahr? Das war auch bei früheren Katastrophen stets die erste Überlegung aller Verantwortlichen in den verschiedensten Hilfsdiensten. Die Rettung und Bergung bloßer Sachwerte stand dabei immer an zweiter Stelle. In Zukunft werden der Schutz des Menschen und seine Rettung aus Gefahr in noch größerem Maße notwendig sein. Daher steht auch im zivilen Bevölkerungsschutz der Bundesrepublik die Ausbildung bestimmter Selbstschutzeinheiten in Rettungsaufgaben im Vordergrund. Unsere Bildreportage zeigt, wie diese Ausbildung mit den modernsten Mitteln nach neuesten Erkenntnissen erfolgt.



RETTEN IST PFLICHT!



◀ **Der kürzeste Weg** zu den Verschütteten ist nicht immer der sicherste. Oftmals muß auf Umwegen versucht werden, an sie heranzukommen. All das erfordert Sachkenntnis und Umsicht, damit nachstürzende Trümmernmassen nicht die Rettungsstaffel selbst gefährden. Das in vielen Übungseinsätzen erprobte Gerät erleichtert den ehrenamtlichen Helfern ihre mühevollen Arbeit. Selbst in den kritischsten Lagen müssen sie sich schnell zu helfen wissen.

Zeigen - vormachen - einüben, diese drei Worte kennzeichnen die praktische Methode der Ausbildung an den Luftschutzschulen. Lehrfilme, Lehrtafeln und anderes Anschauungsmaterial zeigen den Lehrgangsteilnehmern, welche Gefahren in zukünftigen Notstandszeiten auftreten können, und wie man sich selbst dagegen schützen kann. So wird auch das fachliche Gerät vorgeführt und seine Handhabung genau erklärt. Der Luftschutzlehrer macht dabei zunächst alles selbst vor. Dann folgt das Einüben bestimmter Handgriffe, wobei alle Lehrgangsteilnehmer Gelegenheit zur praktischen Mitarbeit haben. Erst dann geht es in das Übungsgelände mit seinen künstlichen Versuchsanlagen und vielen Hindernissen.



◀ **Sie haben es geschafft.** Ihre Bemühungen waren nicht vergebens. Ein unter Trümmern Verschütteter konnte geborgen werden. Ein schnell angelegter Notverband ist für ihn nun genauso wichtig wie eine beruhigende Zigarette. Die Männer der Rettungsstaffel aber besetzt das beglückende Gefühl, wiederum einem Menschen in Not geholfen zu haben.



Feierabend? - noch lange nicht! Sobald die Gewißheit besteht, daß weitere Menschenleben nicht mehr in Gefahr sind, helfen auch die Männer der Rettungsstaffel beim Bekämpfen von Bränden. Stets wird man im zukünftigen Einsatz aller Kräfte des zivilen Bevölkerungsschutzes darauf bedacht sein müssen, Menschenrettung vor Schadensbekämpfung zu stellen. Käme es wirklich einmal zu einer Anwendung von Atomwaffen, dann müßte man damit rechnen, daß sich selbst in den größten Schadensgebieten noch Menschen lebend unter großen Trümmern befinden können.



◀ **Schwere Banküberfälle** gehören in letzter Zeit zur Tagesordnung. Dem Autoschalter droht jedoch wenig Gefahr. Der Bankraum selbst kann nicht ohne weiteres betreten werden. Die Kundschaft bleibt auf der Straße, und kugelsicheres mehrschichtiges Panzerglas schützt den Kassenraum.



Über eine Fernsehanlage wird ein Scheck, den ein Kunde am Autoschalter einlösen will, in der Buchhaltung an Hand der Kontokarte und des Unterschriftblattes sofort überprüft (oben). Der Kassierer auf dem Bild links steckt gerade einen Scheck in das moderne, praktische Aufnahmegerät.

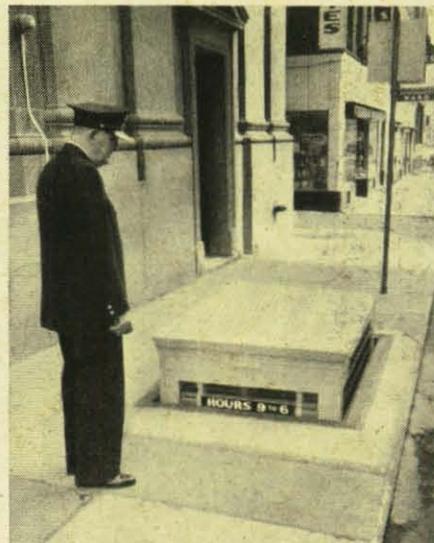
Autoschalter werden große Mode

Nach amerikanischem Vorbild haben in der Bundesrepublik zuerst die Sparkasse der Stadt Köln, dann die Kreissparkassen in Saarbrücken und Köln und andere Kreditinstitute Autoschalter eröffnet. Der Autofahrer braucht nicht mehr auszusteigen, vor allem aber ist für ihn das leidige Parkplatzproblem gelöst, an dem viele unserer Städte krank sind. Kunde und Kassierer verständigen sich durch eine Sprechanlage oder direkt durch eine Schalteröffnung. Zur Überprüfung von Schecks stehen die Autoschalter mit den Buchhaltungen in Fernsehverbindung. Denn ein Auto allein macht noch nicht kreditwürdig. Auch die Bankleute wissen, daß nicht alle Wagen bezahlt sind.



Gleich zwei Autoschalter hat die Kreissparkasse Saarbrücken angelegt. Sie ist der Meinung, daß immer mehr Kunden sich diese bequeme Einrichtung zunutze machen. Das lästige Suchen nach Parkplätzen hört auf.

Geld im Vorbeifahren



Mit Hilfe einer Spiegelanlage sehen sich hier an einem amerikanischen Autoschalter Kundin und Kassierer. Der Bar-mann sitzt zwei Meter unter dem Straßenniveau. Die gleiche Anlage läßt sich auch für einen hochliegenden Kassenraum bauen. Wertpapiere und Geld gelangen mittels eines kleinen Aufzuges von der Hand der Kundin in die Hand des Kassierers und umgekehrt. Dieser Schalter bietet große Sicherheit.

Aus der Versenkung schiebt sich automatisch ein Kasten hoch, über dessen Dach noch vor wenigen Minuten Fußgänger spaziert sind. Dieser amerikanische Autoschalter ist für eine Bank geschaffen, die von Bürgersteigen und anderen Häusern so umgeben ist, daß Autos nicht unmittelbar an die Hauswand heranfahren können. Stahlwände und Glas der Kabine sind kugelsicher. Durch ein Klappchen spielt sich der Zahlungsverkehr ab.

„Aber ganz so langsam ging es früher doch nicht zu“, sagte ich. „Ich glaube, man übertreibt da ein wenig.“

„Gewiß, gewiß — aber das gehört alles mit zu dem Spiel. Die Kostüme und Perücken könnten sie sich ohne weiteres schenken. Aber Muße und Umstand ist ja die Hauptsache beim Einkauf — das chi-chi wie's die Franzosen nennen: das Drum und Dran. Gewiß haben Sie bemerkt, daß wir nicht für die Ware bezahlt haben — sondern nur für die Zeit, die man für uns aufgewendet hat? Blumensamen, Reis, Nähnadeln — das hätte ich in der Zentrale für ein paar Zehntel des Preises bekommen können. Aber ohne chi-chi.“

„Das verstehe ich durchaus. In den großen Modehäusern wurde einst der Verkauf ja gewissermaßen zelebriert, ohne daß man auch nur im geringsten auf die Zeit achtete. Aber heute? Gibt es noch Leute, die zuviel Zeit haben?“

Frau Naidu sah mich ernst an. „Wir alle haben zuviel Zeit“, sagte sie nachdenklich. „Das ist das große Problem unserer Epoche, ja, ich möchte fast sagen, der Fluch, der auf uns lastet. Aber Sie werden noch genug davon zu sehen und zu hören bekommen.“

Als wir zurückkehrten, fand ich Dr. Naidu in seinem verdunkelten Arbeitszimmer beim Lesen von Fachzeitschriften; ein Mikrofilmprojektor, der in dem Schreibtisch eingebaut war, warf das Lichtbild einer Seite nach der anderen auf die Leseplatte vor dem Arzt. Die Schrift war groß und deutlich und bedeutete ohne Zweifel eine große Erleichterung für Dr. Naidu, der einen ganzen Stapel Fachliteratur vor sich liegen hatte. „Das ist eben für Sie eingetroffen“, sagte er, „Hilda hat es heute morgen vom Krankenhaus hierher nachgeschickt.“

Es war die Elektrokamera, die mir mein Redakteur versprochen hatte. Ohne Gebrauchsanweisung hätte ich nie gewußt, was ich damit anfangen sollte. Ihr wichtigster Bestandteil war der eingebaute Transistor; er verstärkte das auf der elektronenempfindlichen Filmschicht auftreffende Bild der Linse so sehr, daß man Momentaufnahmen bei Kerzenlicht machen konnte. Auch bei völliger Dunkelheit waren Aufnahmen ohne künstliche Lichtquelle möglich; allerdings mußte man dazu ein Vorsatzgerät verwenden, das infrarote Strahlen aussandte, deren Reflex dann die Filmschicht „belichtete“. Natürlich kamen die Bilder in vollen Farben und drei Dimensionen heraus — und zwar innerhalb drei Minuten, ohne separates Entwickeln und Kopieren! All das besorgte die Kamera selbst. Der Redakteur hatte auch die neueste Nummer der „Illustrierten“ beigelegt, um mir eine Vorstellung von der Zeitschrift, für die ich arbeitete, zu geben. Sie hatte sich seit meinem letzten Beitrag im Jahre 1958 wesentlich verändert. Ein dickes Buch von 128 Seiten war daraus geworden, fast ausschließlich bebildert, mit nur wenig Text. Und diese Bilder waren nicht nur farbig, sie wirkten auch plastisch! Wie war das möglich? Ich studierte lange an dem Geheimnis herum, bis ich entdeckte, daß das Papier unter den Farbbildern nicht flach war, sondern aus zahllosen winzigen kegelförmigen Erhöhungen bestand. Unter dem Vergrößerungsglas erwies sich, daß ihre rechte und linke Seite verschieden bedruckt war, und da aus normaler Lesentfernung jedes Auge eine andere Seite dieser Kegelchen sah, so ergab sich aus den beiden verschiedenen Bildern der dreidimensionale Gesamteindruck.

Dr. Naidu trat ein. „Ich muß jetzt ins Krankenhaus nach London“, sagte er, „und meine Frau ins Büro nach Paris. Ihnen steht beides zur Wahl. Außerdem würde sich auch Hawkins sehr freuen, wenn Sie ihn zum Lunch besuchten. Er würde Ihnen zu gern noch mehr von den Energiequellen erzählen...“

In diesem Augenblick unterbrach uns Frau Naidu. „Da ist ein Videophongespräch aus Kapstadt für Sie“, sagte sie. „Es scheint, daß die Weltregierung etwas von Ihrem Fall erfahren hat. Jedenfalls wünscht Sie jemand vom Pressebüro zu sprechen.“

EGON LARSEN

Du wirst die Zukunft noch erleben

Copyright: Gebt. Weiß-Verlag

Mir behagte der Gedanke gar nicht. „Wie sollten sie denn davon gehört haben?“ fragte ich Dr. Naidu.

„Nun, wahrscheinlich durch das Ständesamt in London. Irgendwie mußte das Krankenhaus Sie ja melden — möglicherweise als Geburtsfall.“ Er lachte.

Was ich im nächsten Moment auf dem Bildschirm zu sehen bekam, verschlug mir fast den Atem: ein blendend-schönes Mädchen mit dunklem Haar, rabenschwarzen Augen und einem strahlenden Lächeln. Ich hielt sie sofort für eine Armenierin, was ihr Name bestätigte, denn sie stellte sich als Maika Abadjan vor, Pressechef der Euro-Afrikanischen Sektion der Weltregierung. Sie bot mir eine Weltreise an, bei der sie selbst als Führerin fungieren wollte.

„Uns liegt daran“, sagte sie, „daß Sie die interessantesten Länder von heute sehen. Wo möchten Sie beginnen? In Kanada? Oder in Indien?“

Ich blickte Dr. Naidu fragend an. „Ein ausgezeichnete Vorschlag“, meinte er. „Ohne chauvinistisch sein zu wollen, würde ich Ihnen meine eigene Heimat empfehlen, denn sie hat wirklich eine erstaunliche Wandlung erlebt.“

„Hm, ich dachte vielleicht zunächst an London — schließlich habe ich da gewohnt und kann die Veränderungen viel besser beurteilen“, erwiderte ich.

„Für eine Fahrt nach London brauchen Sie mich nicht“, sagte Maika Abadjan mit einem winzigen Anflug von Unmut. „London können Sie sich für später aufheben. Verstehen Sie — meine Zeit ist nicht unbeschränkt.“

Völlig verändert ist die Welt, die den Reporter Egon Larsen nach einem „Dornröschenschlaf“ von 25 Jahren aufnimmt. Nichts ist mehr so, wie es früher einmal war. Professor Bergh, dem er sich vor 25 Jahren zu einem Tiefkühlungsversuch zur Verfügung stellte, lebt nicht mehr. An seiner Stelle wirkt jetzt Professor Naidu, unter dessen Leitung Larsen nun daran geht, die „Welt von heute“ — man schreibt das Jahr 1983 — zu entdecken. Die Redaktion seiner einstigen Zeitschrift erteilt ihm den Auftrag dazu. Im Haushalt des Professors erlebt er erste Überraschungen, kauft aber anschließend in Läden aus der Zeit des 18. Jahrhunderts gemütlich ein.

„Gut“, erwiderte ich. Die Aussicht, dieser schönen Frau zu begegnen, war zu verlockend. „Fangen wir mit Indien an.“

„In Ordnung“, kam es von ihr zurück. Morgen achtzehn Uhr auf dem Flughafen von Neu Delhi. Sie können von Paris um 14.50 Uhr abfliegen. Die Flugkarte bestelle ich für Sie. Bis morgen also!“

Damit erlosch das Bild. „Die Weltregierung tut Ihnen wahrlich alle Ehre an“, sagte Frau Naidu lachend.

„Und ich bin einfach erschlagen“, entgegnete ich, „wie sich in diesen fünfundzwanzig Jahren die Presseleute verändert haben!“

Flug nach Osten

Ich entschloß mich, im Hause der Naidus zu bleiben, Zeitung zu lesen und in das Durcheinander meiner ersten Eindrücke von der neuen Welt Ordnung zu bringen. Schließlich sollte ich ja darüber schreiben.

„Sie können gern meine Schreibmaschine benutzen“, sagte Dr. Naidu

und nahm die Haube von einem Kasten auf seinem Schreibtisch ab. „Sie sprechen hier hinein und — sehen Sie — hier wird das Papier eingespannt. Meinen Sie, daß Sie damit fertig werden?“

Obwohl das Gerät immer noch Schreibmaschine hieß, hatte es mit dem alten Tippkasten, auf dem ich früher meine Artikel herunterhämmerte, überhaupt keine Ähnlichkeit mehr. Da war ein kleines Handmikrofon, mit dem man, wovon ich schon immer geträumt hatte, während des „Schreibens“ im Zimmer auf und ab gehen konnte; eine Tastatur gab es nicht mehr, denn die Maschine verwandelte das gesprochene Wort unmittelbar und fast lautlos in ein getipptes Manuskript.

Nachdem die Naidus weggefahren waren — er nach London, sie nach Paris — machte ich meine ersten Versuche damit, und es gelang mir sogar, einen Text zustandezubringen, der ungefähr das ausdrückte, was ich sagen wollte. Die Rechtschreibung der Maschine schockierte mich zwar, aber ich hoffte, daß die Drucker beim Setzen die Sache automatisch in Ordnung bringen würden.

Dann wandte ich mich der Zeitung zu. Sie war nach bestimmten Gebieten, z. B. Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft, geordnet, und jedes Gebiet umfaßte eine Unzahl von kurzen Meldungen aus der ganzen Welt und einen großen Leitartikel. Was für ein Unterschied zwischen der „New York & London Times“ und der „Illustrierten“!

Ich begann die neuesten Nachrichten zu studieren. Es war eine seltsame, fremde Welt, die sich mir da enthüllte.

Da hatte die Jahrestagung des Internationalen Verbands der Hersteller synthetischer Fasern und Fertigfabrikate in Taormina stattgefunden. Nach langen Debatten hatte man den Antrag, sämtliche Erzeugnisse der Verbandsmitglieder von nun an mit dem Etikett „Garantiert keine Wolle“ zu versehen, mit kleiner Mehrheit abgelehnt. Die Woll- und Baumwollspinnereien — so wurde auf der Tagung berichtet — hätten versucht, synthetische Erzeugnisse zu imitieren. Diese Manöver zielten auf Täuschung des ahnungslosen Kunden ab, der heute an die Reiß-, Reiß- und Knitterfestigkeit sowie die Elastizität und Widerstandsfähigkeit gegen Temperatur, Säuren und Schädlinge aller Art gewöhnt sei, wie sie natürlich nur die Kunstfaser besitze. Viele Sprecher wandten sich gegen den Vorschlag des Etiketts „Garantiert keine Wolle“ mit dem Argument, diese Maßnahme könne von den wenigen überlebenden Woll- und Baumwollfabrikanten (deren Anteil an der gesamten Weltproduktion von Textilstoffen nur noch 2,4% betrug) als Überschätzung ihrer Konkurrenzfähigkeit gegenüber den Kunstfaserproduzenten aufgefaßt werden.

Ein anderer Artikel war eine Reportage über die erste Vorführung der von einem deutschen Erfinder konstruierten Zwölf Sprachen-Korrespondenz-



So winzig sind die Kristalle, daß sie nur mit Hilfe einer Pinzette und eines Vergrößerungsglases in den Transistor eingesetzt werden können. Hier haben wir es mit Germaniumkristallen zu tun, die in dem kleinen Transistorgerät den Fluß der Elektronen verstärken und steuern, ohne dabei selbst — in irgendeiner Form — Energie zu verbrauchen.

maschine, die Geschäftsbriefe nach dem Prinzip des kybernetischen Analog-Rechengeräts — vom Volksmund noch immer „Elektronengehirn“ genannt — innerhalb von Sekundenbruchteilen übersetzte. Die der Presse gezeigte Maschine hatte ein Stamm-Vokabular von 1200 Wörtern, das durch weitere 600 Wörter aus dem Fachbereich des Unternehmens, das sie verwendete, ergänzt werden konnte. Der zu übersetzende Brief oder Bericht wurde auf einer Tastatur getippt; dadurch wurden in ein Papierband in bestimmten Mustern angeordnete Löcher gestanzt, die in der Maschine die entsprechenden Impulse auslösten. Durch einen Hebeldruck wurde sie auf die gewünschte Sprache eingestellt.

In Frankreich, so lautete eine weitere Meldung, war das erste Haus aus Plastik-Schaum hergestellt worden. Der Schaum wurde von einem Apparat von der Größe einer Waschmaschine am Bauplatz erzeugt und in vorgefertigte Formen gespritzt, wo er innerhalb einer Stunde erstarrte. Der Schaum konnte in zahlreichen Farben geliefert werden, so daß kein Anstrich mehr nötig war. Für den „Amateur“, der sich selbst sein Heim bauen wollte, schien dies eine ideale Lösung zu sein. Der Berichterstatter wies jedoch noch auf andere Baumaterialien und Hilfsmittel hin, die dem Amateurbau gute Dienste leisten konnten. Da gab es eine „Kühlfarbe“, die Titanium-Dioxyd enthielt und die infraroten oder Wärmestrahlen der Sonne zurückwarf; ... also gut geeignet für den Eigenheimbau in den heißen Industrieländern“, wie es in dem Bericht hieß. „Für Länder, die noch keine Wetterregelung besitzen und daher unter unbeschränkter Regenzeit leiden, wird dagegen Mauerwerk aus Silikonziegeln empfohlen. Die Silikonbehandlung von Ziegeln erhält sie nicht nur auf unbegrenzte Zeit porös, sondern verleiht ihnen auch die Eigenschaft, Wasser abzustößen, anstatt, wie dies beim Mauerwerk alten Stiles geschieht, Wasser anzuziehen. Wer sich jedoch sein Haus schon gebaut hat, Innenwände aber ändern oder Hubschraubergerägen anbauen will, dem wird das neue Vinyl-Spritzsystem von Nutzen sein. Billigstes Kunststoffmaterial wird durch Bespritzen mit Vinyl witterungsbeständig, fest, geräuschundurchlässig und abwaschbar ...“

Eine merkwürdige Meldung kam aus London. Für die große Internationale Ausstellung im nächsten Jahr bereitete die Unterhaltungsabteilung von Scotland Yard eine Sonderschau „Verbrechen in Alt-London“ vor, mit einer genauen Nachbildung der einst berühmtesten Gäßchen von Soho, einem Kino für die Vorführung von zweidimensionalen, schwarzweißen Tonfilmen mit Kriminalthemen, wie sie seit 1970 verboten waren — und echtem Londoner Nebel: „Jede Stunde einmal werden die Besucher zehn Minuten lang ein Schauspiel genießen, das nur noch die ältere Generation kennt — eine richtige Londoner Erbsensuppe ... Mitglieder des Zauberklubbs der ‚Bobbys‘ werden sich dann jedesmal in Zivil unter die Besucher mischen und ihnen Brieftaschen und Uhren ‚stehlen‘ — um ihnen zu demonstrieren, wie einst die Taschendiebe den Londoner Nebel ausnützten. Die Gegenstände werden den ‚Opfern‘ am Ausgang wieder mit einer vom Polizeidirektor persönlich unterzeichneten Gedenkarte ausgehändigt.“

Ein leises Summen ließ mich plötzlich aufhorchen. Es dauerte eine Weile, bis ich feststellte, daß es von der Haustür kam, und noch länger dauerte es, bis ich unter all den zahllosen Knöpfen den gefunden hatte, der die Tür öffnete, um Hawkins eintreten zu lassen, der mich zum Mittagessen abholen wollte.

Im Vergleich zu Hawkins Heim wirkte das der Naidus geradezu altmodisch. In der Eingangshalle war eine ungeheure Schaltwand eingebaut, von der aus er so ziemlich alle Funktionen des Haushalts steuern und kontrollieren konnte — Zimmerwärme und Videophon-Lichtzeichen, Feuer- und Einbruchsalarm, Fernsehempfang und Elektroherd. Obwohl er noch Junggeselle war, hatte er bereits Bildschirme angebracht, die ihm jederzeit anzeigen konn-

ten, welche Familienmitglieder sich in welchem Zimmer befanden, was das Baby machte und ob die größeren Kinder auch ihre Schularbeiten erledigten. Er konnte sehen, wer an der Tür war und welche Arbeiten er am Tage noch zu erledigen hatte — das unheimliche Gerät besaß nämlich obendrein noch ein elektronisches „Gedächtnis“.

„Ist bloß eine Spielerei — nichts weiter“, erklärte Hawkins schmunzelnd, als ich, starr vor Staunen, seine Einrichtung bewunderte. „Man kann auch ganz gut ohne so etwas auskommen. Aber mir macht es Spaß.“ Damit drehte er an einigen Knöpfen, und auf einem der Schirme erschien das Bild einer Bratpfanne, in der ein paar Würste brutzelten. „Sieht so aus, als ob das Essen fertig wäre“, sagte er strahlend.

Nach Junggesellenart aßen wir in der Küche. Als Hawkins bei einem Glas Bier — echtes Münchener, keine synthetische Imitation — von den Energiequellen der Welt zu reden begann, wurde er fast poetisch. „Unsere Energiequellen — ja, wo soll ich da anfangen?“ meinte er. „Wir haben so viele, und wir brauchen sie auch alle! Gott sei Dank haben wir jetzt endlich die Krise, die vor kurzem noch die ganze Welt bedrohte, überwunden. Denn die Kohlevorkommen reichten einfach nicht mehr aus, und Kernenergiestationen waren noch nicht genug vorhanden. Nun aber können wir sagen, daß die Welt reich ist, das heißt, daß jedermann eine ausreichende Menge billiger Energie zur Verfügung hat. Da sind zunächst einmal die Thermonuklear-Werke zu nennen, die größten, die wir haben und von denen es auf der Welt nicht mehr als ein halbes Dutzend gibt. Sie sind nämlich kompliziert, und ihr Bau ist recht kostspielig. Es sind ja auch erst ein paar Jahre vergangen, seitdem wir gelernt haben, diese ungeheure Energie, die Energie der flammenden Sonne, zu verwenden.“

„Ich erinnere mich“, unterbrach ich ihn, „wie Mitte der fünfziger Jahre die Wissenschaftler davon sprachen, daß sie einen Weg gefunden hätten, den Fusionsprozeß der Wasserstoffbombe, des damals größten Feindes der Menschheit, zu zähmen. Die Wissenschaftler sagten damals voraus, daß man aus einer Tonne Wasser die Energie von einer Million Tonnen Kohle schöpfen werde. Dann ist also dieser Traum Wirklichkeit geworden?“

„In gewisser Weise ja. Die Energie an sich stellt heute kein Problem mehr dar. Es liegt nur an der Kompliziertheit der Anlagen und vor allem an den Sicherheitsvorkehrungen für die Bevölkerung, daß Zahl und Größe dieser Werke so begrenzt sind. Sie müssen tief unter der Erde liegen und vollautomatisch sein, und sie erfordern eine ungeheure Anfangsenergie, um in Gang gebracht zu werden. Dazu sind Temperaturen von einer halben Million Grad nötig. Diese werden durch Stoßwellen erzeugt, die ihrerseits wieder durch schnell wechselnde, elektromagnetische Felder zustande kommen. Sie sehen also, es ist nicht ganz so einfach, wie sich das anhört.“

„Und wie steht es mit den ‚normalen‘ Atomkraftwerken?“

„Sie bilden für die meisten Länder heute die Hauptquelle der elektrischen Energie, aber durchaus nicht die einzige. Fast alle werden mit Plutonium betrieben, das jetzt viel billiger ist und reicher anfällt als das natürliche Uran. Schiffe, Verkehrsflugzeuge, Züge und Lastwagen sind zum größten Teil heute mit kleineren Reaktoren ausgerüstet.“

„Mit Reaktoren, die Dampfturbinen treiben, vermute ich?“

„O nein, das gibt es nur noch in alten Elektrizitätswerken und bei alten Fahrzeugen. Die modernen Plutonium- oder Strontium-90-Reaktoren arbeiten alle mit Transistoren, die die entweichenden schnellen Elektronen abfangen und in langsam fließende umformen — mehrere hunderttausend langsame Elektronen für ein einzelnes schnelles aus der radioaktiven Quelle: kurzum, die Kernenergie wird unmittelbar in elektrischen Strom umgewandelt. Sie wissen doch, was ein Transistor ist, nicht wahr?“

„Hm ...“ Ich wühlte in meinen Erinnerungen. Es hatte so etwas gegeben, was man einen Transistor nannte, ein Gerät von Streichholzgröße, das die Verstärkeröhre bei allen möglichen elektronischen Vorrichtungen, von Hörapparaten bis zu Rechenmaschinen, zu verdrängen versprach. Damals hatte man es jedoch bestenfalls als wissenschaftliche Kuriosität betrachtet.

„Ich möchte Sie nicht mit technischen Einzelheiten langweilen“, sagte Hawkins, „aber wenn alle Transistoren auf der Welt plötzlich zu arbeiten aufhörten, würden die meisten Betätigungen der Menschen zum völligen Stillstand kommen. Dieses Gerät besteht aus einem winzigen Kristall, der den Fluß der Elektronen verstärkt und steuert, ohne selbst viel Energie zu verbrauchen. Sein Energieverbrauch ist so gering, daß er nur einen winzigen Bruchteil von dem ausmacht, was in früheren Tagen eine Röhre benötigte. Der Transistor ist praktisch von unbegrenzter Lebensdauer. Er hat weder Glas- noch Metallfäden. Da er so klein ist und mit so wenig Energie auskommt, erspart er außerdem eine riesige Menge an Gewicht. Und wenn man ihn in einen Atomreaktor einbaut, erspart er obendrein noch so viel Raum und Installationsarbeit, daß er heutzutage die Kernenergie praktisch für jedermann verfügbar gemacht hat. Sehen Sie!“

Er zeigte nach einer Ecke an der Küchendecke, wo eine kleine Schachtel von der Größe einer Zigarettenpackung angebracht war. „Das ist eine Atombatterie, wie wir es nennen, — ein Stück Strontium-90 und ein Transistor. Die Schutzhülle nimmt den meisten Raum ein, das Gerät ist in Wirklichkeit noch viel kleiner. Nichtsdestoweniger beliefert es das ganze Haus mit niedergespanntem Strom, während der hochgespannte Strom aus einer anderen Quelle stammt —“

„Vom Atomkraftwerk?“

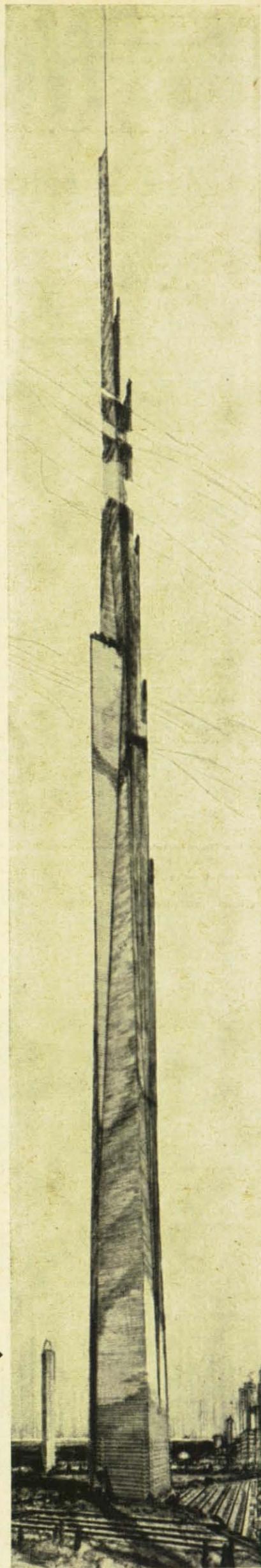
„Nein, dafür habe ich meine eigene Kraftanlage, wie Sie gleich sehen werden, wenn wir mit dem Kaffee fertig sind.“

„Ich nehme an, daß in dieser modernen Welt durch die elektrische Energie der großen Kraftwerke die ganze Erde und jedes Haus und jede Fabrik mit Strom versorgt werden“, sagte ich und trank meinen Kaffee aus.

„Das wäre ohne weiteres möglich“, erwiderte Hawkins, „wenn wir heutzutage nicht unvergleichlich mehr Energie benötigten als, sagen wir, vor fünf- und zwanzig Jahren. Da jedoch der Bedarf täglich steigt und da wir alle verhindern wollen, daß es je wieder eine Krise in der Energieversorgung gibt — denn schließlich hängt das Glück der Menschheit von billiger Energie ab —, nutzen wir eben jede sich bietende Quelle. Die Hauptversorgung erfolgt natürlich durch das große Kraftstromnetz oder besser die Kraftstromnetze, denn es gibt mehrere davon: eines, das den gesamten Eurasischen Kontinent bedeckt, ein anderes, das sich über Nord- und Südamerika erstreckt. Alle derzeitigen vorhandenen Kraftwerke, vom altmodischsten Wasserkraftwerk bis zum modernsten Thermonuklearwerk, liefern ihre Energie an diese Stromnetze ab. Daneben gibt es dann die schon erwähnten Fahrzeuge aller Art, die mit kleineren Reaktoren betrieben werden. Nicht zu vergessen natürlich die Raumraketen, die die Verbindung mit unseren Satelliten aufrechterhalten ...“

(Fortsetzung folgt)

Aus Stahl und Glas, ein Bauprojekt der Zukunft! Frank Lloyd Wright, Amerikas außergewöhnlichster Architekt, ersann diesen extravaganten Turm, der wie eine dreieckige Nadel vom Erdboden aufsteigt und eine Höhe von 1609 m erreicht. In den 528 Stockwerken dieses Bauwerks sollen moderne Büroräume untergebracht werden. Während die ersten fünf Etagen durch Rolltreppen zu erreichen wären, müßten zu den anderen 523 insgesamt 56 Aufzüge führen, die durch Atomenergie angetrieben werden sollen. 130 000 Personen fänden in diesem Gebäude, das eine Nutzfläche von 1,2 Millionen qm aufweist, leicht Platz. Die Baukosten würden sich etwa auf 100 Millionen Dollar belaufen. Der Auftraggeber dafür hat sich aber noch nicht gefunden.



Das Wunder von Puerto Rico

Der reiche Hafen – Eine kleine Insel im Aufbau

Fast vierhundert Jahre lang war Puerto Rico spanische Kolonie, die strategisch wichtig, doch wirtschaftlich arm war und von den reicheren Besitzungen Spaniens unterstützt werden mußte. Obwohl das Land bereits einen hohen Grad der Selbstverwaltung erlangt hatte, wurden sofort nach Abtretung der Insel an die Vereinigten Staaten Ende des 19. Jahrhunderts einige der dringendsten Reformen durchgeführt, und das Kapital, das in die Zuckerindustrie floß, verhalf dem Lande zu neuem Wohlstand.

Das aber war erst ein Anfang. Fünfzig Jahre lang war das Land politisch, wirtschaftlich und sozial zurückgeblieben. Doch die inzwischen erzielten Fortschritte wurden immer größer, und Rückschläge traten immer seltener ein, als die Bewohner der Insel und die des Festlandes sich gegenseitig mehr und mehr zu verstehen begannen.

Nachdem die Vereinigten Staaten 50 Jahre lang die Geschichte der Insel gelenkt hatten, räumte der amerikanische Kongreß im Jahre 1948 den Portorikanern das Recht ein, sich ihren Gouverneur selbst zu wählen. Zwei Jahre später wurde der erste Entwurf einer Verfassung fertiggestellt, der amerikanischen Regierung zur Billigung vorgelegt und vom Volke von Puerto Rico in einem Volksentscheid bestätigt. Mit überwältigender Mehrheit entschieden sich die Portorikaner weder für den Anschluß an die Vereinigten Staaten

Drei und eine halbe Stunde braucht man im Flugzeug, um vom südöstlichen Zipfel des amerikanischen Festlandes nach Puerto Rico zu gelangen, der kleinsten Insel der Großen Antillen in der Karibischen See, die in den vergangenen Jahren einen so wunderbaren wirtschaftlichen Aufstieg genommen hat. In kaum einer Generation hat sich Puerto Rico von einer Kolonie zum Commonwealth eigener Prägung entwickelt. Seine Sterblichkeitsziffer ist heute eine der niedrigsten der Welt, die Zahl der Analphabeten sank von 80 auf 20 Prozent, und das Volkseinkommen hat sich pro Kopf der Bevölkerung beinahe verdreifacht.

als Bundesstaat noch für die volle Unabhängigkeit ihres Landes, sondern sie wählten die Form der Commonwealth-Verwaltung. Es ist die eines freien assoziierten Staates, in dem der einzelne seine amerikanische Staatsbürgerschaft behält und die Insel dem amerikanischen Wirtschaftsgebiet auch weiter angehört, während die Regierung der Insel vom Volke selbst gewählt wird.

Doch nicht nur die politische Lage hat sich in Puerto Rico geändert. Das Volk verlangte eine allgemeine Erhöhung seines Lebensstandards — ausreichende Ernährung, bessere Wohnungen und Schulbildung für jeden Portorikaner. „Unser Verhängnis war“, erklärte Gouverneur Louis Munoz Ma-

rin, „daß wir allzusehr dazu neigten, für das Unglück andere verantwortlich zu machen und unsere Rettung von anderen zu erwarten. Nichts geschah, solange wir uns nicht auf uns selbst besannen.“

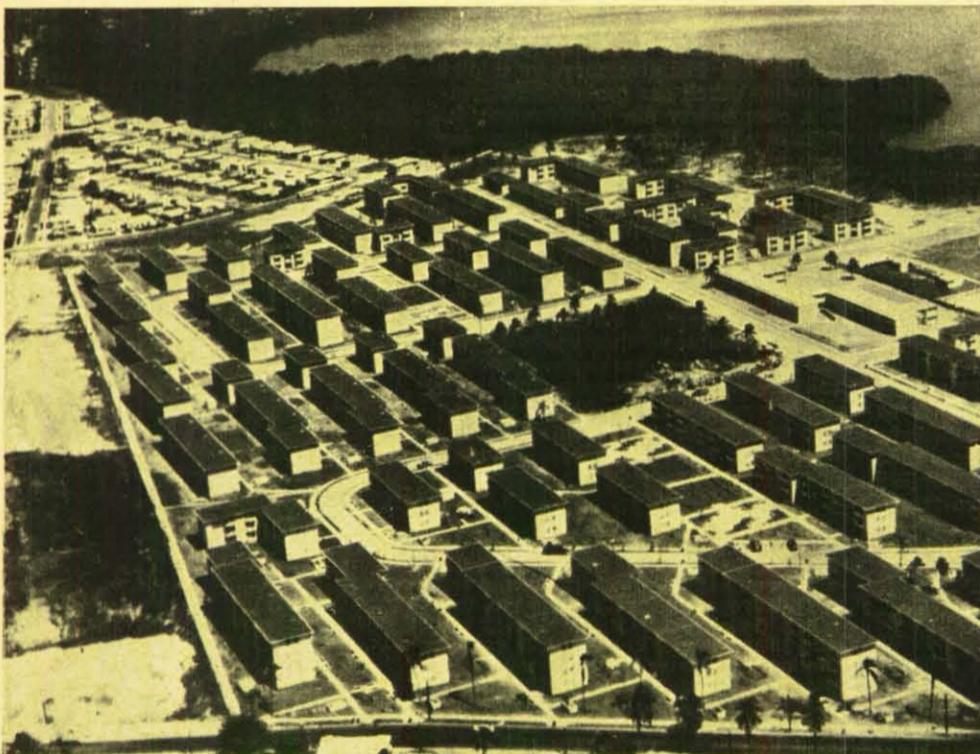
Voller Ehrgeiz und Energie ging Puerto Rico daran, seine Wirtschaft zu industrialisieren und den Mehrfruchtanbau in der Landwirtschaft einzuführen. Ein Amt für Landesplanung und eine Verwaltung für Wirtschaftsentwicklung nach chilenischem Vorbild wurden geschaffen, zwei Behörden, die bereits bemerkenswerte Erfolge aufzuweisen haben.

Die Grundlage für die Industrialisierung Puerto Ricos wurde in den Jahren der Wirtschaftsdepression gelegt,

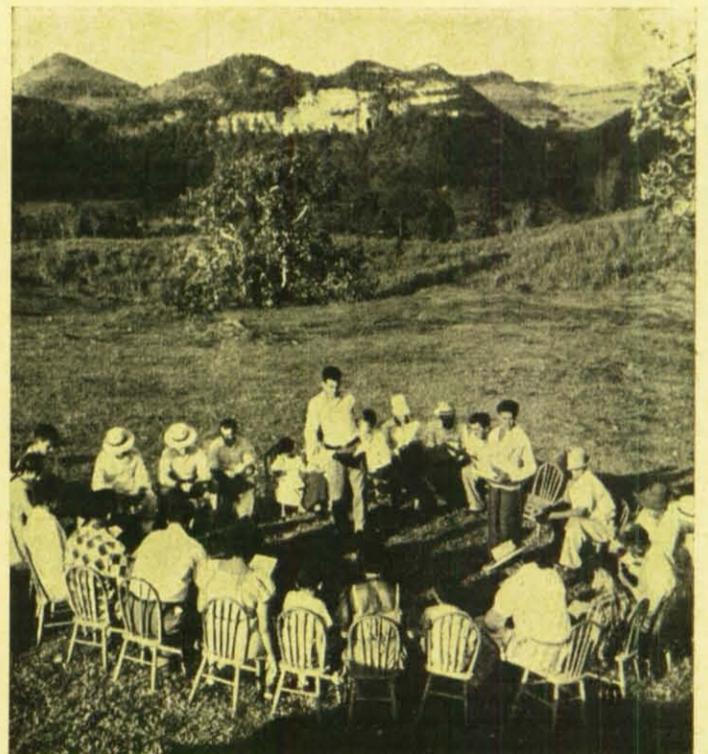
als die amerikanische Bundesregierung auf der Insel einen wirtschaftlichen Wiederaufbaudienst einrichtete. Sollte Puerto Rico industrialisiert werden, dann brauchte man Zement für den Straßenbau und die Errichtung von Fabriken, und die Wasserkräfte mußten zur Erzeugung des für den Betrieb der Fabriken notwendigen elektrischen Stroms nutzbar gemacht werden. So baute die amerikanische Regierung das erste Zementwerk selbst und verkaufte es später an die Regierung von Puerto Rico, die den Kaufpreis aus den erzielten Gewinnen bezahlte.

Heute entsteht in Puerto Rico in jeder Woche eine neue Fabrik. Die Werke werden von der Verwaltung für Wirtschaftsentwicklung gebaut und an private Unternehmen vom Festlande und aus anderen Ländern verkauft oder verpachtet, die sich auch zum Teil auf der Insel niederlassen. Neuen geplanten Betrieben und bereits etablierten Firmen wurden Steuervergünstigungen eingeräumt, um sie zu ermutigen, Zweigniederlassungen auf der Insel zu errichten. Berufs- und Fachschulen sorgen für Nachwuchs an ausgebildetem Personal.

Inzwischen hat das Amt für Landesplanung ähnliche Erfolge aufzuweisen mit seinem Programm der Landreform, der Schaffung neuer Siedlungsstellen, dem Anbau neuer und besserer landwirtschaftlicher Erzeugnisse und in seiner Suche nach neuen landwirtschaftlichen Produkten und nach neuen Ver-



Ein großes Wohnungsbauprogramm hat die Regierung gestartet, um mit den Slums aufzuräumen. Trotzdem ist Puerto Rico, der „reiche Hafen“, noch längst kein Paradies. Die Inselbewohner sind aber auf dem Wege, sich unter Mitarbeit eines jeden einzelnen ein besseres Leben zu gestalten. Das Durchschnittseinkommen ist in den letzten Jahren stark angestiegen. Auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung hob sich in erstaunlichem Umfang. Die Malaria ist beseitigt. So geht es schrittweise aufwärts.



Erwachsenenbildung im Freien. Als Puerto Rico im Jahre 1940 den großzügigen Ausbau seines Erziehungs- und Bildungswesens einleitete, nahmen nahezu 50% aller Kinder und Jugendlichen an einem geregelten Unterricht teil. Heute sind es bereits 72%. Mit großem Eifer holen die Erwachsenen jetzt nach, was sie in ihrer Jugend nicht lernen konnten.



Die Hauptstadt von Puerto Rico, San Juan, hat eine halbe Million Einwohner und liegt auf mehreren kleinen Inseln, die durch Brücken miteinander verbunden sind. Im Vordergrund unserer Luftaufnahme ist die aus dem 16. Jahrhundert stammende Festung El Morro zu sehen. Das Bollwerk leistete den Spaniern und Holländern erfolgreich Widerstand, als sie versuchten, die malerische Insel zu erobern.

wertungsmöglichkeiten für alte Erzeugnisse.

Nach einem alten Gesetz, das den Besitz von mehr als zweihundert Hektar Land verbietet, hatte die Regierung von Puerto Rico den Besitzern großer Zuckerrohrplantagen einen großen Teil ihres überschüssigen Landes abgekauft, aufgeteilt und an einzelne Bauern verkauft und auf dem Rest ländliche Siedlungen errichtet.

In diesen ländlichen Siedlungen erhalten besitzlose Landarbeiter ihr eigenes kleines Stück Land, auf dem sie sich im Rahmen eines von der Regierung unterstützten Selbsthilfeprogramms ihre Siedlungshäuser bauen.

Der Mehrfruchtanbau ist ein Problem, das nicht nur das Landwirtschaftsministerium, sondern das auch andere Regierungsstellen angeht. Zum Beispiel bevorzugen die Bauern den Anbau von Zuckerrohr nicht nur, weil er geringe Schwierigkeiten bereitet, sondern auch, weil günstige Transportmöglichkeiten, Zuckerfabriken und Raffinerien zur Verfügung stehen, Kredite leicht zu bekommen sind, und weil die Bauern mit einem gesicherten Einkommen von durchschnittlich 500 Dollar pro Hektar rechnen können.

Statt den auf der Insel angebauten Tabak als Rohtabak zu verkaufen, wird die Fabrikation von Zigarren gefördert, wodurch für das Produkt ein Absatzmarkt in unmittelbarer Nähe sowie zusätzliche Arbeitsmöglichkeiten für die Bevölkerung geschaffen wurden.

Mit der Züchtung des früher wildwachsenden Azarolbaums, der kirchenähnliche Früchte trägt, die achzigmal soviel Vitamin C enthalten wie anderes Obst, hat sich eine neue Industrie entwickelt. Diese Obstart wird jetzt zum ersten Male in Plantagen angebaut und kommerziell verwertet; der Saft wird in Konserven gefüllt, gefroren und anderen Zitrusfrüchten beige-mischt.

Als Puerto Ricos Bewässerungsdienst im Jahre 1915 das erste große Projekt abschloß, war zum Betrieb der Pumpwerke auch ein Elektrizitätswerk geschaffen worden, das auch die nicht an private Elektrizitätswerke angeschlossenen Ortschaften mit Elektrizität versorgt. Die Nachfrage nach elektrischem Strom war so groß, daß sich die Regierung selbst zum Großlieferanten von hydroelektrischer Energie entwickeln mußte. Heute werden auf der Insel pro Kopf der Bevölkerung mehr Kilowatt elektrische Energie erzeugt als in Brasilien.

Das Amt für Wasserwirtschaft, eine selbständige Regierungsbehörde, ist für die hydroelektrische Energiewirtschaft der Insel verantwortlich. Zur Zeit verlegt es Rohrleitungen in einer Gesamtlänge von etwa 13 000 Kilometer, baut

Bewässerungskanäle und Freileitungen sowie fünf Staudämme, die nach Vollendung das ausgetrocknete Lajas-Tal in der südwestlichen Ecke der Insel mit Wasser aus dem Gebirge versorgen sollen, wodurch 12 000 Hektar bisher unfruchtbaren Bodens der landwirtschaftlichen Nutzung erschlossen werden.

Die Portorikaner sind ein fröhliches, friedliches Volk, das von Natur lebenswürdig und sehr arbeitsam ist. Vielleicht hat ihre große Kinderliebe zu den Schwierigkeiten beigetragen, denen sie gegenüberstehen — der Übervölkerung einer kleinen Insel, die zu wenig anbaufähiges Land, nur wenige natürliche Hilfsquellen und bis vor kurzem noch keine Industrie besaß. Doch die sehr hohe Geburtenziffer, 42 pro Tausend im Jahr 1947, ist seit Verbesserung der Wirtschaftslage im Sinken.

Mit der Verbesserung der wirtschaftlichen Lage hob sich auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung. Innerhalb einer Generation wurde die Malaria praktisch beseitigt, und die Zahl der Todesfälle ging im Jahre 1940 von 500 je 100 000 auf weniger als 90 zurück. Ähnliche Zahlen lassen sich auch für andere Krankheiten anführen.

Was dem Besucher in Puerto Rico vielleicht am meisten auffällt, ist das Streben der Bevölkerung nach Schulbildung. Dreißig Prozent des Staatshaushaltes werden für Schulen ausgegeben, und diese Summe reicht immer noch nicht aus, um den starken Bil-

dungsdrang zu befriedigen. Zahlreichen ländlichen Gemeinden erklärte die Regierung: „Baut euch die Schule selbst; wir sind bereit, euch den Lehrer zu stellen.“

Ein Besucher eines Schulungskurses für werdende Mütter war erstaunt, als er feststellte, daß eine der jungen Frauen gleichzeitig mit ihrem Zeugnis über die erfolgreiche Beendigung ihres Kurses auch ein Diplom zum Besuch einer höheren Schule erhielt.

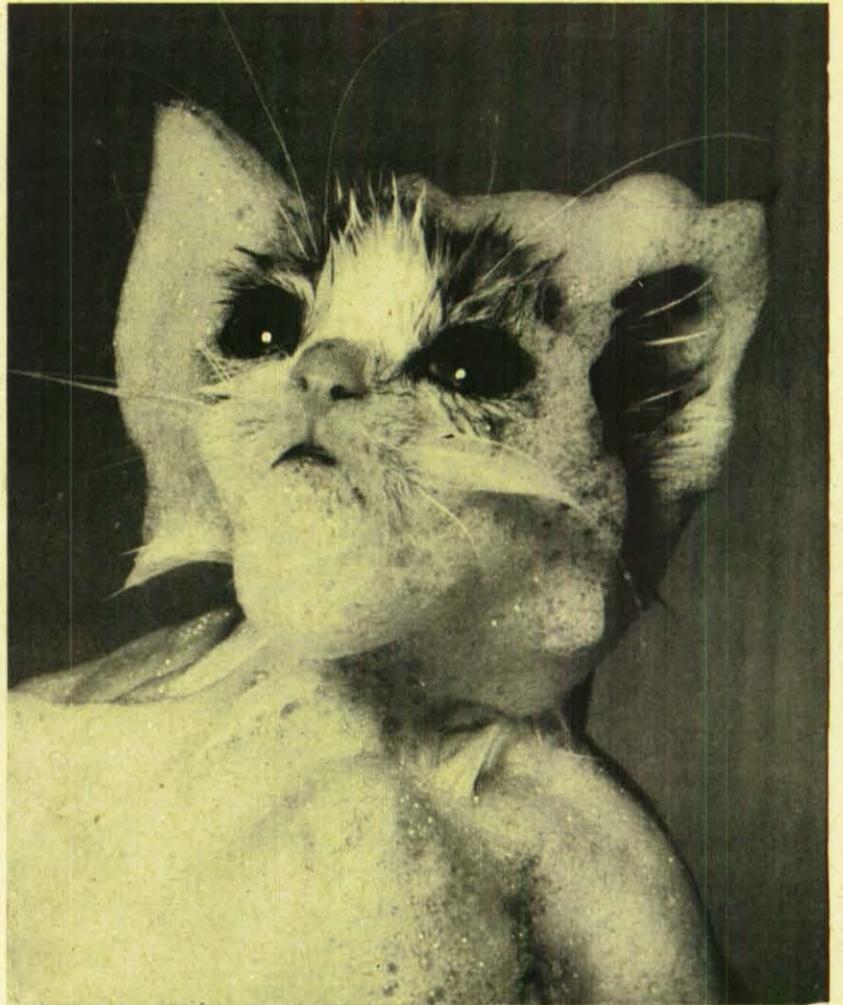
„Wollen Sie etwa behaupten, daß diese junge Frau, die ein Kind erwartet, noch die Schule besucht?“

„Ja“, lautete die Antwort. „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie wichtig die Portorikaner ihre Schulbildung nehmen. Der größte Wunsch dieser jungen Frau ist es, ein Diplom zu bekommen, um weiter die Schule besuchen zu können.“

Bei der Gelegenheit erzählte einer der Ärzte folgende Geschichte: „Eines Tages kamen die Pförtner unserer Anstalt zu mir und beklagten sich, daß alle Welt heute studiere und das Abitur mache, sie selbst aber davon ausgeschlossen seien. Könnten denn nicht auch sie etwas lernen? Auf unsere Frage, was sie denn nun eigentlich studieren wollten, entwarfen sie uns ihr Programm. ‚Gut‘, erklärten wir ihnen, ‚wir geben Ihnen für Ihren Kursus acht Monate lang einen Abend im Monat frei.‘ ‚Nein‘, erwiderte uns ihr Sprecher, ‚uns wäre es lieber, einen Abend in der Woche für diesen Zweck frei zu haben.‘“



Immer neugierig und stets auf Entdeckungsreise ist Fridolin, das waschechte Stinktier aus dem Norden der Vereinigten Staaten. Hier beschnüffelt es eine Parfümflasche und sucht den Eindruck zu erwecken, als wenn es kein Wässerchen trüben und nicht die Luft verpesten könnte.



Das ist Susi, eine ganz normale Hauskatze, allerdings noch sehr jung und unerfahren. Sonst wäre ihr wohl eine übelriechende Erfahrung erspart geblieben beim Umgang mit dem Skunk

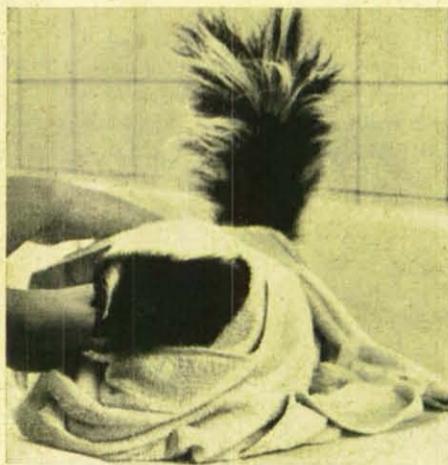
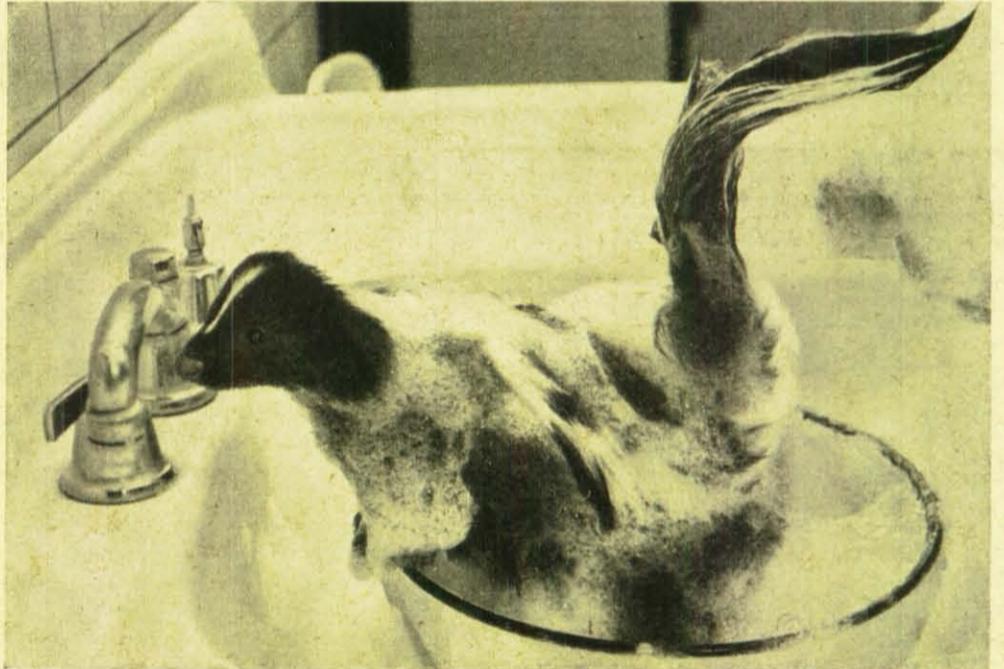
Sehr ungewohnt ist für Fridolin der Seifenschaum. Das Stinktier scheint sich auch nicht viel aus der Reinheitskur, die Frauchen angeordnet hat, zu machen. Sie wird wenig Zweck haben.

Fridolin, der Skunk, und Susi, die Katze Wäsche wider Willen

Es waren einmal eine Hauskatze und ein Stinktier, die lebten einträchtig in der Familie eines Rechtsanwaltes. Es fehlte den beiden an nichts, und sie wurden gehalten wie die Kinder des Hauses. Manchmal aber, wenn ihre Spiele gar zu wild wurden, konnte es geschehen, daß das Stinktier sich vergaß und seinem Namen alle Ehre machte. Dann wurde ein Zwangsbad von der Hausfrau angeordnet... und wenn sie nicht gestorben sind...



Dem Schaumbad entstiegen ist Susi. Allerdings scheint sie noch sehr mitgenommen von der Strapaze. Am meisten grämt sie sich über Fridolins Hinterlist. Wo die beiden sich doch schon so lange kennen! Zuerst ging ja auch alles ganz gut, und sie haben lustig miteinander gespielt. Dann aber setzte Fridolin seine Stinkdrüse in Tätigkeit. Und das war selbst für die zähste Katze zuviel.



Mit wahren Unschuldsblick läßt Fridolin sich abtrocknen. Was diese Susi sich einbildet, denkt er. Schließlich war sie es, die mir mit ihren Krallen zu nahe gekommen ist. Und mein Pelz ist ja viel wertvoller als der einer Katze.



Unverstanden und gekränkt wendet Fridolin sich ab und zieht sich in seine Behausung zurück. Es ist besser, ihn dort nicht zu stören, sonst müssen wir am Ende auch noch in die Badewanne! Fridolins Drüse hat es in sich!

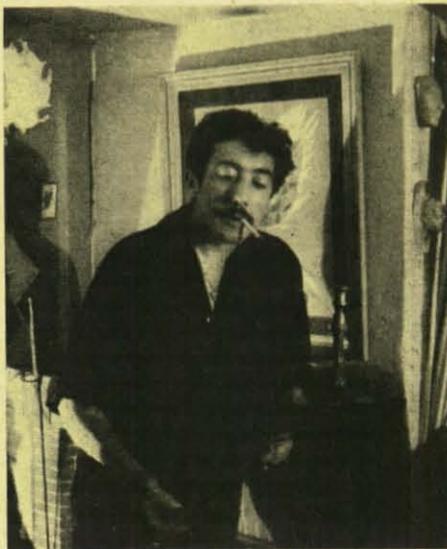


▲ **Geröstete Heringe**, vom Hausherrn selbst gebraten und dargereicht, gibt es jeden Dienstag im Atelier des Dekorationsmalers Pierre Derlon in Saint Germain des Près. Er gründete den Herings-Club im eigenen Heim.

▼ **Bei der Arbeit!** Mit seiner Idee wollte der Künstler jenem Tier huldigen, das es so vielen Künstlern ermöglicht, billig zu leben, und sie sicher schon oft vor dem Verhungern bewahrt: dem anspruchslosen Hering.

Der Hering ist tot! Es lebe der Hering!

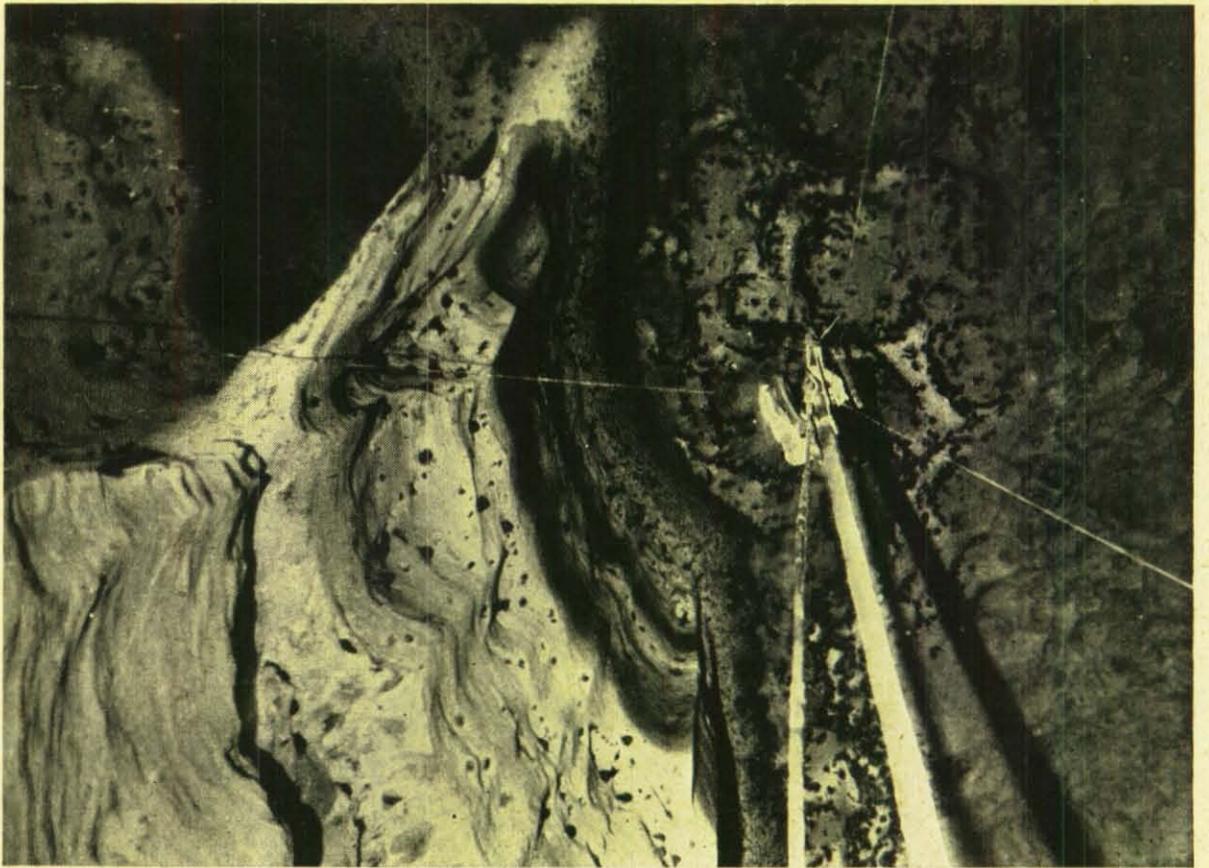
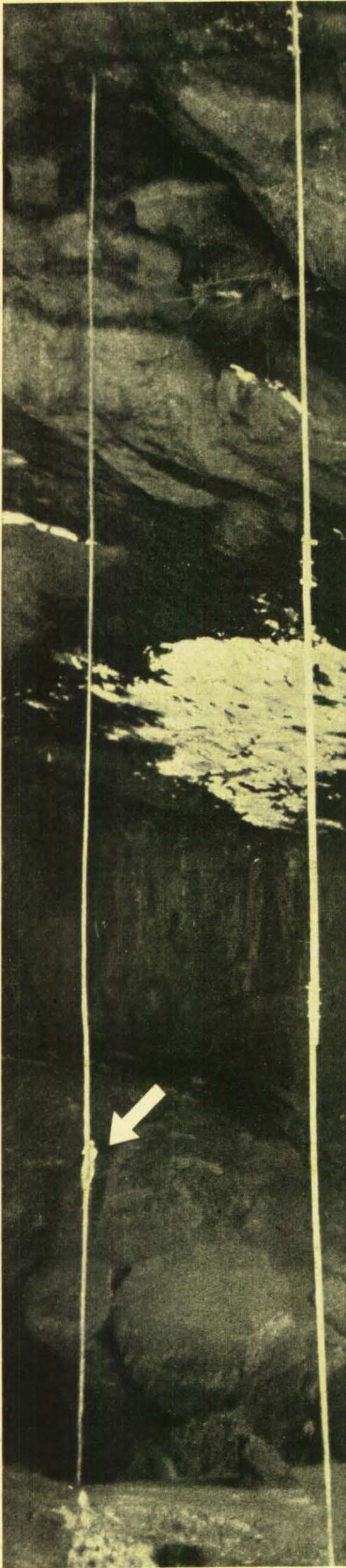
Es gibt nicht nur den Vico-Torriani-Club oder die Maria-Schell-Vereinigung, in der sich Halbwüchsige unter überlebensgroßen Bildern des oder der Angeboteten zusammenschließen und gemeinsam schwärmen. In Paris wurde kürzlich der sogenannte Herings-Club gegründet, der dem toten Hering ein lebendiges Andenken bewahrt. Seine Mitglieder sind meist Künstler und „Hungerleider“, die ja schon von jeher ein besonders inniges Verhältnis zum Hering hatten, sei er nun grün, braungebraten oder à la Müllerin lecker zubereitet.



Ein echter Künstler ist Pierre, und deshalb kommt auch die Kunst bei ihm zu Wort. Neben Ausstellungen unbekannter Maler wurde kürzlich einem Dichter der Herings-Literaturpreis verliehen: jährlich eine Kiste Heringe.



Guten Appetit! Das Gericht besteht nur aus Bratheringen und Kartoffeln. Überraschend schnell hat sich die Sache herumgesprochen, und jede Woche hat der Club neue Mitglieder zu verzeichnen. Auch „Bürgerliche“ sind darunter!



◀ **Anschwankenden, zusammengefüigten Bambusstangen** klettern die Nestsammler bis unter die Decken der Höhlen, die manchmal 200 Meter hoch sind. Der Pfeil zeigt auf einen Hochkletternden.

In den zerklüfteten Felsspalten des Höhlengewölbes lockt den Nestsucher reiche Beute am Ende seiner anstrengenden und gefährlichen Klettertour. An dieser unzugänglichen Brutstätte kleben die Schwalbennester, die eine Suppe ergeben.

Todesakrobaten klettern für Chinas Feinschmecker

Suppe aus Vogelnestern

Fern von verkehrsreichen Straßen liegen im Norden Borneos ausgedehnte Kalksteinhöhlen. In den wildzerklüfteten Gewölben dieser Naturdome bauen alljährlich abertausende Schwalben ihre Nester. Die Nester werden gesammelt und nach China und Malaya verkauft, denn aus ihnen läßt sich unter Verwendung zahlreicher Gewürze eine wohlschmeckende Suppe bereiten. Chinas Köche sind weltberühmt, nur böse Zungen sprechen davon, daß sie faule Eier auftischen.

Die Eingeborenen Borneos glauben, daß die Schwalben ihre Nester aus Meeresschaum bauen, doch die Europäer behaupten, sie würden aus einer klebrigen Substanz gefertigt, die in abnorm großen Drüsen der Vögel produziert werde.

Zwei Arten von Nestern gibt es, schwarze und weiße, die von zwei verschiedenen Arten der Turmschwalben stammen. Die weißen, die sehr sauber aussehen und fast transparent sind, werden selten gefunden. Da sie die beste Suppe ergeben, sind sie besonders teuer.

Das Recht, die Nester zu sammeln, besitzen nur wenige Familien. Es vererbt sich von den Vätern auf die Söhne. Sorgfältig werden die Schonzeiten beachtet. Alle jungen Vögel müssen die Nester verlassen haben. Die Vögel dürfen nicht aussterben; sonst gäbe es keine Nester mehr und keine Suppe.

Zweimal im Jahr klettern die waghalsigen Männer auf wackeligen Bambusstangen und Gerüsten in schwindliger Höhe in den riesigen Höhlen herum. Sie riskieren ihr Leben für die Feinschmecker, sie riskieren ihr Leben für das eigene tägliche Brot. Jährlich werden für 100 000 DM Vogelnester verkauft.



In schwindelnder Höhe ist Gerüstwerk aus Bambus zwischen den Felsspalten angebracht. Hierauf können die Nestsucher zahlreiche Fundstellen erreichen. Mit langen Stangen, an denen vorne eine Kerze und eine vierzinkige Gabel angeheftet ist, lösen sie die festklebenden, leeren Schwalbennester vom Gestein.

WAHRE GESCHICHTEN

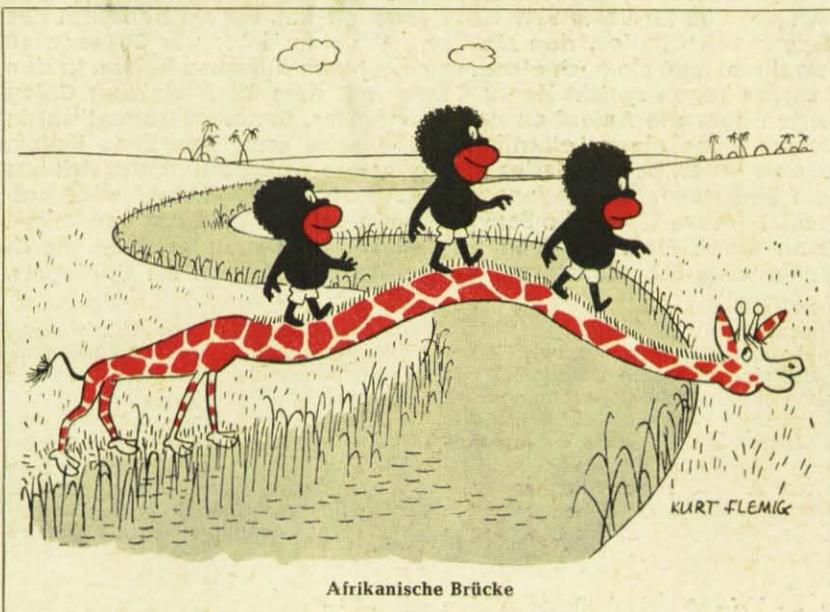
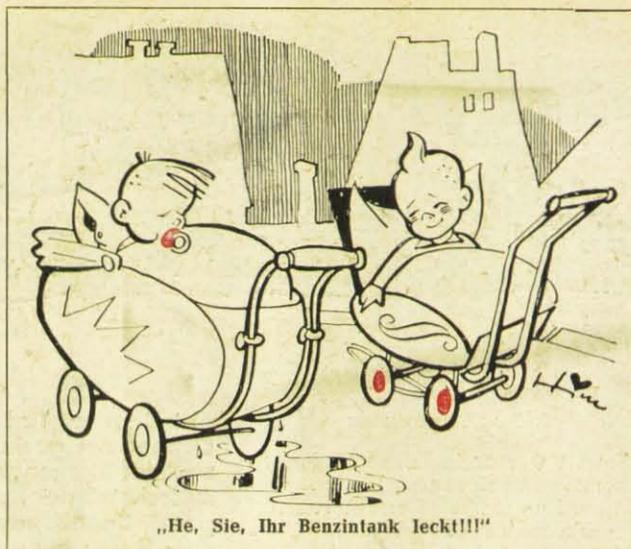
Das Licht

In einem kleinen Dorfe in der Pfalz beunruhigte seit längerer Zeit ein raffiniertes Futterdieb die Bauern. Es mußte ein sehr gewitziger Bursche sein, denn immer wieder gelang es ihm, da einen Sack Hafer, dort einen Bund Stroh und anderswo wieder einen Zentner Rüben oder mehr zu entwenden, ohne daß man seiner habhaft werden konnte. Freilich fiel der Verdacht auf den Veiten-Jakob, der mit seinem Weib draußen vor dem Dorf ein altes Häuschen bewohnte und von — ja, von was lebten eigentlich die beiden Leute? Man wußte es nicht. Sie arbeiteten nicht viel; da und dort halfen sie einmal bei einem Bauern aus, damit war es schon aus. Und trotzdem: Sie hatten immer genug auf dem Tisch. — Als wieder einmal über Nacht ein Sack voll Futtergetreide verschwand — diesmal hatte der Dieb gar den Bürgermeister „beehrt“ —, da kannte der Bestohlene keine Gnade mehr und nahm selbst eine Haussuchung beim Jakob vor. Aber er fand nichts. Dennoch stellte er Strafanzeige. So kam der Veitenvater in die Stadt und mußte es sich gefallen lassen, auf das Amtsgericht geführt zu werden. Dort leugnete er hartnäckig und rief immer und immer wieder seine Frau als Zeugin auf, daß er in jener Nacht, in der der Diebstahl geschah, zu Hause gewesen sei und fein und still in seinem Bett neben ihr geschlafen habe. Dem Gericht blieb darum nichts anderes übrig: Die Veitenmutter mußte in den Zeugenstand genommen werden. Ehe sie schwor, warf sie noch einen hilfeschauenden Blick auf ihren Ehemann, der ihr energisch mit dem Kopf zunichte, was bedeuten mochte: Mach's nur, die bekommen uns doch nicht!

Der Vorsitzende, schon ungeduldig, daß ihm der scheinbar leichte Fall so viel Scherereien bereitete, nahm das Verhör selbst vor und fragte das ängstlich dreinblickende Weib, ob es stimmt, daß ihr Mann in der fraglichen Nacht tatsächlich im Bett gelegen habe. „Jo, freilich, des is wozhr!“ sagte die Veiten-Luis, nachdem sie wieder einen Unterstützung heischenden Blick auf ihren Ehemann geworfen hatte.

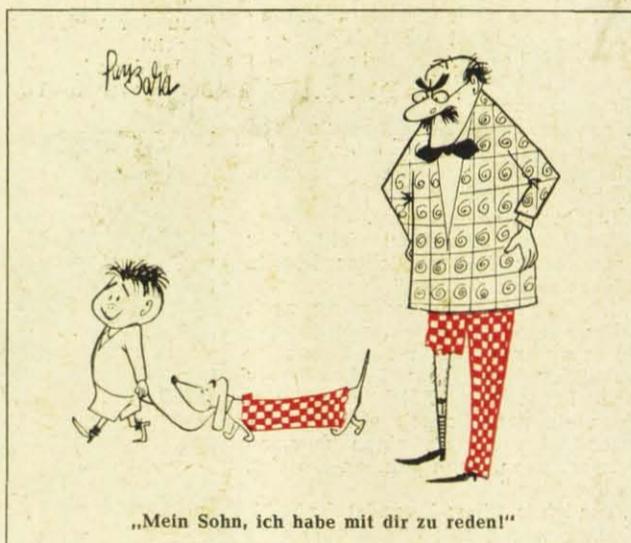
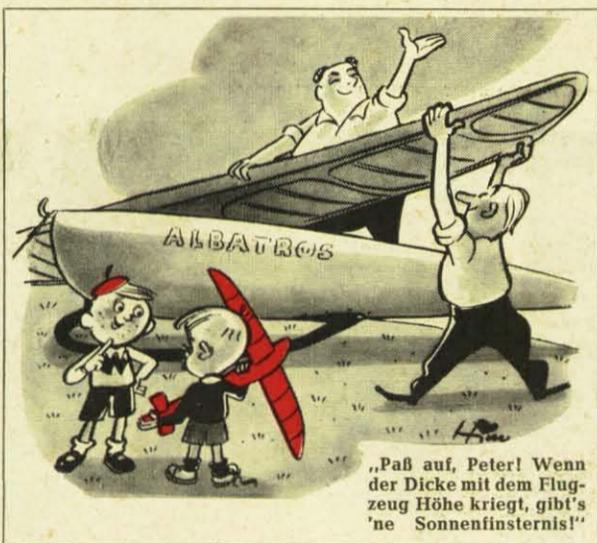
„Aber das ist doch unmöglich“, rief der Richter unwillig und versuchte, die Hartnäckige zu überrumpeln: „Sie selbst sind doch am Tatort gesehen worden, wie Sie Ihrem Manne mit der Laterne in der Hand geleuchtet haben.“

Zuerst ist da die Veiten-Luis zusammengezuckt, weil der Herr Rat gar so gedonnert hat, aber dann huschte ein siegessicheres Lächeln um ihren eingefallenen Mund. Und sich zu ihrer vollen mageren Größe erhebend, rief sie: „Nä, Herr Richter, des is net möglich. Mer horre jo gor kä Licht dabei!“



Die Viertelstarken

Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will



Komisch, nicht?

Filmdiva

Regisseur P. ließ die kleine Statistin Mayerhofer rufen.

„Fräulein Mayerhofer, ich habe mich entschlossen, Ihnen die kleine, aber trotzdem interessante Rolle der Primanerin Petra in meinem neuen Film zu übertragen! Nun, was sagen Sie dazu?“

Fräulein Bettina nickte lächelnd von oben herab. „Meine Anerkennung, Herr Regisseur! Ich muß sagen, Sie haben Geschmack!“

Scharfblick

Der bedeutende französische Arzt Portal hatte einem Patienten eine besondere Diät vorgeschrieben, die diesem wenig behagte. Als ihn der Arzt eines Tages besuchte, fühlte er ihm den Puls und sagte streng: „Sie haben ja, entgegen meiner Anordnung, ein weiches Ei gegessen!“

„Was?“ rief der Patient erschrocken, „das merken Sie an meinem Puls?“ „Gewiß! Das Ei enthält Schwefel, Phosphor und Bestandteile, die die Magenwände reizen. Das merke ich dann sofort am Puls.“

Der Patient glaubte es, war eingeschüchtert und befolgte von nun an die Diätvorschriften.

„Großer Mann“, wurde Dr. Portal beim Verlassen des Hauses von seinem Assistenten angeredet. „Sie haben am Puls erkennen können, daß er ein weiches Ei gegessen hat?“

„Keine Idee“, sagte der Arzt und lachte. „Der Patient hatte ein wenig Eigelb auf dem Hemd!“

Konversation

Mark Twain führte eine Dame zu Tisch. Artig, wie er bisweilen sein konnte, sagte er:

„Wie schön Sie sind!“

„Wie schade, daß ich nicht das gleiche von Ihnen behaupten kann!“ erwiderte wenig liebenswürdig die Dame.

„Machen Sie es doch einfach so wie ich — lügen Sie!“ riet ihr Mark Twain.

Frommer Wunsch

Der Komponist Max Reger haßte keinen Menschen so sehr wie den Kritiker X. Er konnte aber nicht verhindern, daß er gelegentlich mit ihm gesellschaftlich zusammenkam. Einmal äußerte der Kritiker sich nicht gerade schmeichelhaft über das Begräbnis Richard Wagners, an dem er teilgenommen hatte.

„Na“, warf Reger bissig ein, „Wagner hat sich leider ja nicht mehr gegen Ihre Teilnahme an seinem Begräbnis wehren können.“

„Trösten Sie sich“, erwiderte der Kritiker spitz, „an Ihrem Begräbnis

würde ich in keinem Falle teilnehmen!“

„Von mir kann ich das Gegenteil behaupten“, erwiderte Reger trocken, „ich hätte kein größeres Vergnügen, als möglichst bald in Ihrem Leichenzug zu gehen.“

Vom Altern

Im hohen Alter erhielt Leopold von Ranke, der bekannte Historiker, den Besuch eines ehemaligen Schülers, der ebenfalls ergraut war und über die Leiden des Alters klagte.

„Die kleinen Beschwerden mögen ja noch hingehen“, seufzte er, „aber es ist doch bitter, wie allmählich Gedanken und Geist nachlassen.“

Ranke sagte verwundert: „Derartiges habe ich bei mir noch nicht wahrgenommen.“

„Ich bei mir auch nicht“, stöhnte der andere, „aber die jüngeren Kollegen und die Studenten!“

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschen Übersetzung bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

6. Fortsetzung

Soweit war er in seinen Gedanken gekommen, da rief Lacey ihn noch einmal an. Henry war so erfüllt von seiner Erkenntnis, daß er laut weiterdachte: „Komisch, was man den Leuten noch alles beibringen muß. Ich selbst schließe ja auch die Dinger immer weg. Sollte ich gar nicht tun. Wär' besser, man stellte sie in einem Warenhausschau fenster mitten in der Stadt eine Weile aus, damit die Leute nicht ohnmächtig werden, wenn sie so etwas in Wirklichkeit zu Gesicht bekommen. Aber das werden sie mir gerade erlauben!“ Er war schon in der Tür.

„Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen!“ Henry blieb stehen und startete den Kommissar verdutzt an. Lacey sagte: „Ich habe Ihnen ja gesagt, Minnie fiel aus dem Wagen, und —“

„Ja, aber verdammt noch mal, ich mußte zu einer Übung. Sonst habe ich Minnie mit zwei anderen Puppen immer in meiner Garage eingeschlossen.“

„Ja schön. Aber nach Billings Meldung, daß er Sie geschnappt hätte — er sagte Ihren Namen übrigens nicht gleich —, bekam ich noch mal einen Anruf.“

Henry stöhnte. „Was hat Minnie denn noch verbrochen? Ist sie etwa auferstanden?“

„Ein paar Kinder haben sie gefunden. Und vor etwa einer Viertelstunde ging jemand — er heißt Albert Higgle — zur Tür, weil es läutete, und sah irgend etwas im Gebüsch in seinem Vorgarten liegen. Er machte Licht auf der Veranda, sah sich die Sache genauer an und fiel die sechs Stufen hinunter. Er soll sich das Schlüsselbein gebrochen haben.“

„Schlimm“, sagte Henry.

„Sie fühlen sich wohl nicht dafür verantwortlich? Der Richter könnte anders darüber denken.“

„Ich habe Ihnen, verdammt noch mal, doch schon auseinandergesetzt, daß es sich um eine Luftschutzangelegenheit handelt. Es gibt nämlich immer noch Leute mit Pflichtbewußtsein. Wenn ein paar Bengels sich mit der armen alten Minnie einen dummen Witz erlauben, dann nehmen Sie sich die doch vor.“

„Tue ich ja. Einer davon ist Ihr Ted.“

Henry wurde still und dachte eine Weile nach, dann mußte er lachen. „Ted, tatsächlich?“

„Sie holen ihn gerade.“

„Ted hat sich noch nie viel aus Albert Higgle gemacht“, sagte Henry langsam. „Der alte Geizkragen hat bei uns in der Nähe ein unbebautes Grundstück mit ein paar Weintraubenspallern. Kein Mensch pflückt das Zeug, nur die Kinder, und Ted war natürlich auch dabei. Vor ein paar Jahren, sieben oder acht mögen es sein, ist mein Junge mit noch ein paar anderen Gören mal wieder bei den Trauben. Hat doch der alte Higgle im Hinterhalt gelauert, drischt auf sie ein mit einem schweren Prügel, ohne ein Wort zu sagen, haut plötzlich einfach drauf los. Teds Nase hat er zuerst erwischt. Nasenbein gebrochen. Der Junge war damals höchstens acht oder neun Jahre alt.“

Lacey rieb sich das Kinn. „Haben Sie ihn nicht verklagt?“

„Ach was, warum denn. Ein paar schlechte Nachbarn hat halt jeder mal.“

„Er will Sie aber verklagen, vielmehr seine Frau. Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses.“

„Was?“

Mit Charles, Ted und Nora, ihren Kindern, sitzen Henry und Betty Conner am gedeckten Tisch ihres Landhauses in Green Prairie. Da zerreißt Sirenengeheul die Luft. Probealarm! Als Abschnittsleiter beim Luftschutz muß Henry Conner sofort weg, Ted stürzt an den Funkapparat, Charles, der als Oberleutnant auf Urlaub gekommen ist, geht zum Nachbarhause hinüber, um seine Jugendfreundin Lenore Bailey zu begrüßen. Aber auch Lenore muß zur Übung. Bei der Heimkehr erfährt sie, daß ihr Vater viel Geld verspielt hat. Für sie bedeutet das Abkehr von Charles, den sie liebt. Um den Vater vor Schande zu bewahren, muß sie nach einem reichen Mann Ausschau halten. In den nächsten Tagen spricht Henry Conner mit dem Chefredakteur Coley Borden über die Aufgaben des Luftschutzes. Borden veröffentlicht in diesem Sinne einen Leitartikel und — wird entlassen. Beau Bailey, Lenores Vater, benutzt indes eine günstige Gelegenheit, um sich aus dem Banktresor Obligationen anzueignen. Der Diebstahl wird entdeckt. Minerva Sloan, die Bankbesitzerin, schöpft Verdacht und knüpft daran einen Plan. Ihr Sohn Kit soll Lenore Bailey heiraten. Durch Minnie, eine Schaufensterpuppe, gerät Henry Conner ins Gefängnis.

Lacey nickte. „Diese Puppe ist doch wohl ziemlich naturgetreu, was?“

„Ja sicher“, sagte Henry. „Dafür haben die jungen Ärzte schon gesorgt. Haarwuchs zum Beispiel. Sehen Sie mal, wenn Sie die Leute darauf dresieren wollen, daß sie den Schock aushalten, den so ein Anblick von verbrannten und verstümmelten Menschen auslöst, dann müssen Sie doch etwas verwenden, was wirklich wie ein Mensch aussieht.“

„Tja, wird wohl so sein.“ Lacey sah krampfhaft zur Decke. „Aber diese Puppe erregt Anstoß. Sie stellt eine Frau dar und ist noch dazu splitter-nackt.“

„Ist doch klar! Denn das würden die Betroffenen doch auch sein. Die Kleider

vom Leib geschmort, nackt, wie sie geschaffen wurden, und über und über mit Brandwunden bedeckt, genau wie Minnie.“

„Na gut, Sie können gehen, Henry. Ihren Bengel werde ich mir mal gehörig vorknöpfen, dann kann er auch wieder nach Hause. Aber ich fürchte, falls Higgle sich wirklich das Schlüsselbein gebrochen hat, werden Sie sich deshalb und wegen des öffentlichen Ärgernisses vor dem Richter verantworten müssen.“

Halb amüsiert und halb ärgerlich berichtete Henry seiner Frau: „Also da jockele ich zu der Übung in die Kommandostelle. Kommen sie nicht — peng! — hinter mir her, mit heulenden Sirenen? ‚Sofort halten!‘ brüllen sie,

und als ich aussteige, haben sie doch, weiß Gott, ihre Knarren in der Hand!“

„Ja, sehr komisch“, sagte sie ruhig. „Nur kann ich mich nicht daran erinnern, daß ich Minnie je gesehen hätte.“

Er warf ihr einen schnellen Blick zu, sein Lächeln war verfliegen. „Minnie ist ein ganz scheußlicher Anblick“, erwiderte er. „Ich schließe sie mit den anderen Puppen immer ein. Hielt es nicht für nötig, dir diese Schreckenskammer vorzuführen.“

„Warum nicht, Henry?“

„Tja —“ sagte er stockend.

„Dafür sind sie doch da, nicht wahr?“

„Ja schon, das heißt, ich dachte immer, warum sollte ich Betty damit erschrecken? Sie wird den Anblick schon aushalten, falls es einmal sein muß. Eine Menge Leute sind schon ohnmächtig geworden oder mußten sich übergeben, als wir ihnen die Dinger das erste Mal zeigten — und nicht etwa bloß Frauen, keineswegs.“

„Ich glaube, ich sollte es mir einmal ansehen.“

Jetzt waren Henrys Heiterkeit und auch sein Zorn vergangen. „Auf keinen Fall, Mom“, protestierte er.

Aber sie war schon unterwegs und winkte ihm nur mit dem Kopfe zu. So gingen sie zur Garage, Henry machte Licht und schloß zögernd den Schrank auf. Darin standen, oder vielmehr lehnten zwei menschliche Gestalten, ein Mann und ein Kind, beide entsetzlich verstümmelt. Betty schlug die Hand vor den Mund. „Gut, Henry, schließ wieder zu“, flüsterte sie. Er folgte ihr um den Wagen herum ins Freie und fragte sich besorgt, was in ihr vorgehen mochte. Sie sagte leise etwas vor sich hin, was wie „Diese Biester“ klang. Wen sie damit meinte, wußte er nicht: vielleicht die jungen Ärzte, oder auch die ganze Menschheit zusammengenommen? Als sie ihn wieder anblickte, war ihr Gesicht ganz ruhig. Sie hängte sich bei ihm ein. „Henry“, murmelte sie, „daß du mir niemals den Luftschutz verläßt!“

V.

Lenore sagte: „Ich will aber nicht.“ Netta nahm noch eine Nuß. Die Applebys hatten sie aus Florida geschickt, für Thanksgiving etwas zu spät, für Weihnachten ein wenig zu früh. Die Applebys hatten außerdem den Baileys noch nie Geschenke gemacht. Sie wohnten am Kristallsee und fuhren jedes Jahr nach Miami. Wahrscheinlich hatten sie etwas läuten hören, wie üblich, bevor es noch wirklich passiert war. Also erschienen Netta diese Nüsse wie ein köstliches Unterpfand all der Gaben, die sich über sie ergießen würden.

„Du wirst schon noch wollen“, sagte Netta. „Schon deshalb, weil ich weiß, daß du noch nicht völlig den Verstand verloren hast.“

„Trotzdem werde ich Kit nicht heiraten.“

„Und warum nicht?“

„Würde dir denn das gefallen?“

„Och“, sagte Netta, „ich habe schon Schlechtere gehabt, das heißt, ich meine, ich habe mein Leben lang nichts Besseres gehabt.“

„So. Du hast dein Leben lang nichts Besseres gehabt.“ Lenore war wütend. „Armer Dad!“

„Die Sache ist doch so sonnenklar, daß es einem direkt ins Auge sticht“, sagte Netta. „Du gibst Kit einen Korb. Schön. Dein Vater wandert ins Gefängnis, auf fünf oder zehn Jahre. Das bringt ihn bestimmt um.“



„Sie fühlen sich wohl nicht dafür verantwortlich? Der Richter könnte anders darüber denken“, sagte Lacey. — „Ich habe Ihnen, verdammt noch mal, doch schon auseinandergesetzt, daß es sich um eine Luftschutzangelegenheit handelt. Wenn sich die Bengels mit der Minnie einen Witz erlauben, dann nehmen Sie sich die doch vor“, erwiderte Conner.

„Vielleicht — was von ihm überhaupt noch übriggeblieben ist.“

„Das Haus weg, die Wagen, die Möbel, wahrscheinlich sogar die Kleider — Zwangsversteigerung. Dann haben wir nichts mehr.“

„Außer unsrer Selbstachtung.“

Netta sagte leise: „Du bist noch nie arm gewesen. Richtig arm wie eine Kirchenmaus. Ohne Freunde, ohne einen Cent, es sei denn, du verschaffst dir einen Freund, und er gibt dir ein paar Cents oder vielleicht sogar ein paar Dollar.“

Lenore dachte hierüber eine Weile nach. „Ich glaube nicht, daß es so kommt. Irgend jemand würde uns schon beibringen.“

„Wer denn?“

Lenore blickte zum Fenster. „Die Conners.“

„Die Conners! Die Conners! Die Conners! Das habe ich mein ganzes Leben lang zu hören bekommen, und es hängt mir zum Halse heraus. Wer sind denn diese Conners? Er ist Buchhalter; was ist das schon? Und der Junge, der verrückte Kerl, der vielleicht in zehn Jahren mal Architekt zu werden gedenkt, wenn du schon Säcke unter den Augen hast und eine Brücke im Mund?“

Lenore nahm eine Nuß. Sie betrachtete sie, brach sie auf, warf die dünne Kernhaut in den Kamin und schüttelte den Kopf. Kälte und Uebelkeit krochen in ihr hoch. Sie war in der Falle und wußte es so gut wie ihre Mutter. Daß andere sie über die Achsel ansehen würden und daß sie arm war — das ließe sich vielleicht ertragen. Aber der Vater im Gefängnis: unausdenkbar! Sich vorstellen zu müssen, wie er mit dem Blechnapf zum Essen antrat, wie er in Sträflingskleidung beim Straßenbau arbeitete, wie er fror, unglücklich und ausgestoßen war — das könnte sie nie ertragen. Sie wußte, wie schwach er war. Aber sie wußte auch, daß er ein gutes und weiches Herz hatte und sie auf seine Weise liebte. Bei der Mutter war ein solches Gefühl kaum zu vermuten, es sei denn, daß sie in ihrer verschrobenen Art irgendwie an Beau hing.

Lenore hatte einen scharfen, klaren Verstand. Das zeigte sich bereits in ihrer Neigung zu wissenschaftlicher Arbeit, und die Studienjahre hatten diese Eigenschaft noch stärker in ihr ausgebildet. Sie war dazu erzogen worden, schöne und kostbare Dinge zu lieben und für notwendig und selbstverständlich zu halten, und der von ihr erträumte Lebensstandard lag weit jenseits der finanziellen Mittel ihres Vaters. Wohl sah sie ein, wie wenig der Luxus in Wirklichkeit bedeutete, wenn man ein ganzes Menschenleben dagegen setzte. Gerade ihr klarer Verstand hatte ihr seit langem gezeigt, daß ihr das Leben unter den Händen zerrann. Der Liebste ihrer Kinderzeit hatte sich nicht zum Prinzen ihrer Träume entwickelt. Und nun war er weit weg und tat irgendeine untergeordnete Arbeit für die Luftwaffe, irgendeine Schreibtischarbeit. So würde es auch später weitergehen, Charles würde ewig am Schreibtisch hocken und Häuser entwerfen, die vielleicht nie gebaut wurden. Seines Vaters Aktivität schien er nicht geerbt zu haben. Seine ganze Energie saß in seinem Kopf, in seiner Phantasie und trat nie ans Tageslicht. Er würde es nie zu etwas bringen. Schon vor langer Zeit hatte sie das eingesehen und sich zugeredet: Wach auf, Lenore. Er ist nichts für dich, such dir jemand anders. Schön, jetzt hatte die Mutter einen anderen gefunden. Wenn es schon nicht Charles sein konnte, kam es dann noch darauf an, wer es war?

Die Gedankengänge ihrer Mutter kannte Lenore nur zu gut. So wußte sie auch genau, was Netta sagen wollte, als sie jetzt begann: „Und außerdem, Lenore, später vielleicht —“

„Ja, ich weiß. Scheidung und eine dicke Unterhaltszahlung.“

Aber Netta ließ sich nicht so schnell das Wort nehmen: „Warum nicht? Leute wie die Sloans rechnen doch damit.“ Sie wußte zwar, daß Minerva nicht einmal im Traum damit rechnete, aber sie fuhr munter fort: „Ich bin sicher, daß Minerva der Ansicht ist,

selbst eine Ehe, die mit einer Scheidung endet, sei besser für Kit als gar keine. Es wäre doch wenigstens der Anfang gemacht. Und wenn du nun bloß ein paar Jahre lang verheiratet und nachher wieder frei bist und dazu noch gut versorgt? Das wirst du schon fertigkriegen. Dann könntest du nämlich Charles Conner helfen, bis er selbst Boden unter den Füßen gefunden hat. Du könntest wieder heiraten und glücklich sein mit einer dicken Abfindung von den Sloans auf deinem Bankkonto. Wenn du Charles wirklich liebst, könntest du doch gar nichts Besseres für ihn tun! Hast du dir das mal überlegt?“

Lenore nahm nachdenklich noch eine Nuß, warf die Schale fort und wickelte sich eine ihrer langen, schwarzen Locken um den Finger. „Ob ich mir das überlegt habe? Soll ich vielleicht für den Mann, den ich liebe, zur Hure werden? Nein danke. Obschon es wohl Frauen genug gibt, die das tun.“

„Dann willst du also —“

„Das habe ich nicht gesagt“, antwortete Lenore. Ich stecke doch in der Zange. Wenn Dad nicht ab sofort hinter schwedische Gardinen kommen soll, muß ich mich verloben oder diesem Affen wenigstens so etwas wie eine Zusage geben. Du hast mich in eine schöne Zwickmühle hineinmanövriert: entweder sage ich ja oder Dad muß sitzen.“

„Ich habe immer gewußt, daß meine Tochter —“, begann Netta verzückt und erhob sich mit weitausgestreckten Armen, um ihr Kind an ihren Busen zu ziehen.

Lenore blieb unbeweglich sitzen. „Setz dich, Netta“, sagte sie eisig. „Wir wollen nicht noch schmierig werden.“

„Minerva wird Nachricht haben wollen“, säuselte Frau Bailey, die die Zurückweisung nicht sonderlich berührte.

„Wenn du sie anrufst, ist alles aus. Ich werde es Kitt selbst sagen, und zwar so, wie es mir paßt und auch wann es mir paßt, und er soll sich bloß nicht einbilden, daß er sich irgend etwas herausnehmen darf, wenn er mir den Ring an den Finger gesteckt hat. Und dir schwöre ich, wenn du dich noch ein einziges Mal irgendwo hineinhängst, dann nehme ich eine Stellung in New York an, und dann könnt ihr alle beide sehen, wo ihr bleibt.“

Frau Bailey war ein bißchen enttäuscht, aber nicht allzusehr. Es entsprach durchaus ihren Gepflogenheiten, alles auf eine Karte zu setzen.

Der Tag X

I.

Charles hatte zu Weihnachten wieder Urlaub bekommen. Als er seine Mutter aus Texas anrief, um sein Kommen anzumelden, dachte Betty vergnügt: In der Weihnachtszeit passiert doch immer etwas Schönes.

Aber die Freude, ihn so bald wieder daheim zu haben, war nicht ungetrübt. Es war nicht mehr der alte Charles; dünn war er geworden, und man sah ihm an, daß er Sorgen hatte. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft hatte er sich schon zweimal in Uniform geworfen, den Wagen geliehen und war in „dienstlichen Angelegenheiten“ nach Hink Field gefahren. Diese dienstlichen Angelegenheiten schienen besonders geheim zu sein, dachte Betty, und sie bedrückten ihn offensichtlich.

Es war Freitag, drei Tage vor Weihnachten, und Betty war mit ihren Gedanken allein in der Küche. Draußen sank schon die Dämmerung herab, und es sah aus, als wolle es wieder schneien. Der weiße Glanz des tiefen Schnees vor den Fenstern verblaßte schon im grauen Licht des späten Nachmittags. Durch das Küchenfenster sah man drüben, hinter den Schneewällen, die zu beiden Seiten der Auffahrt zusammengeschippt worden waren, hinter den schneebedeckten Rasenflächen, auf denen die Fußstapfen der Kinder tiefe Spuren hinterlassen hatten, das hell erleuchtete Nachbarhaus liegen.

Betty dachte noch einmal alle ihre Weihnachtsvorbereitungen. Morgen kam der Truthahn. Die Geschenke waren alle schon verpackt und im

die kleine



ZB

die kleine

Irrtum

„An Wagen 44! An Wagen 44! Durch die Einbahnstraße hinter dem Gerichtsgebäude rasen zwei Autos in falscher Richtung! Bitte eingreifen!“ Mit dieser Meldung alarmierte ein Polizist in Green Bay im US-Staat Wisconsin einen Funkstreifenwagen. Die Antwort kam prompt. Sie lautete: „Alles in Ordnung, das eine Auto sind wir. Wir verfolgen das andere.“



ZB

die kleine

Fehlzanzeige

Einen vielbelachten Rekord haben die in einem Verein zusammengeschlossenen Tiefseeangler der nordostenglischen Hafenstadt Whitby aufgestellt. Sie veranstalteten einen Angel-Wettbewerb. Als sie sich anschließend zur Siegerehrung zusammensetzten, mußten sie betreten feststellen, daß keiner von ihnen auch nur einen Fisch gefangen hatte.



ZB

die kleine

Schach

„Wie verrückt spielen die Russen Schach. Darum haben sie auch den Wettlauf um die Eroberung des Weltraums gewonnen.“ Diese verblüffende Feststellung traf einer seiner Wähler, berichtete Senator Case aus New Jersey. Er fügte noch hinzu, das Schachspiel zeige, wer wissenschaftlich zu denken verstehe. Darum sei es als Testmittel in den Schulen hervorragend zu gebrauchen.



ZB

die kleine

Vitamine

Italienische Ärzte haben festgestellt, daß das Vitamin E ein wichtiges Mittel zur Bekämpfung von Kinderlosigkeit sein kann. Das Vitamin, das vor allem in Schwarzbrot und Fisch, aber auch in chemischen Fetten wie Margarine vorkommt, erhöht die Zeugungsfähigkeit beider Geschlechter erheblich.



ZB

die kleine

Sabotage

Viel Kopferbrechen machte der Polizei von Tirano in Norditalien die Tatsache, daß jedesmal vor besonders guten abendlichen Fernsehsendungen ein Hauptstromkabel zerschnitten wurde. Mittlerweile hat man den Übeltäter fassen können. Es ist der Kinobesitzer Marco Soltoggio. Sein Lichtspielhaus ist an ein anderes Kabel angeschlossen.



ZB

die kleine

U-Boote

Neben dem großen Schwimmstadion, das zur Weltausstellung 1958 für 5000 Zuschauer in Brüssel gebaut wird, soll ein Aquarium eingerichtet werden, in dem man mit kleinen U-Booten in drei Meter Wassertiefe umherfahren kann. Die U-Boote werden als „idiotensicher“ bezeichnet und haben ihre Probefahrten bereits hinter sich.

ZB

die kleine

Briefwechsel

Scharfäugig entdeckte ein Polizist in San Bernardino, Kalifornien, einen falsch geparkten Wagen. Schon wollte er sich die Nummer notieren, da erblickte er an der Windschutzscheibe einen Zettel mit der Aufschrift: „Lieber Polizist, mir sind Benzin und Geld ausgegangen.“ Der Beamte schmunzelte und steckte einen zweiten Zettel dazu. Darauf stand: „Lieber Bürger, ich lasse Dir eine Stunde lang Zeit, beides zu besorgen.“

Mißtrauisch

Wegen Bigamie stand in Layton im US-Staate Ohio die 23 Jahre alte Cynthia Corraditti vor Gericht. Seit ihrem 13. Geburtstag hatte sie siebenmal geheiratet. Die beiden letzten Male, ohne vorher geschieden zu sein. Nach dem Grund für ihren Männer-Massenverbrauch befragt, antwortete sie: „Ach, ich hatte eben das Gefühl, daß ich keinem dieser Burschen richtig trauen konnte.“

Schritte

Die kleinen Schritte einer Frau seien wesentlich wirtschaftlicher und vernünftiger als die großen Schritte der Männer. Dies will Dr. William Keatings von der Universität Cambridge in sorgfältigen Untersuchungen herausgefunden haben.

Sauberkeit

Nach Mitteilungen der bekannten amerikanischen Firma Du Pont de Nemours verbraucht eine typisch amerikanische Vierpersonenfamilie im Jahr rund 115 Kilogramm Waschmittel, 150 Stück Seife und benutzt 400mal ein neues Badetuch und 300 frische Handtücher. Ferner werden je Familie pro Jahr 24 Tuben Zahnpasta benötigt.

Unerwünscht

Eine Filmrolle stahlen Diebe am Stadtrand von London aus dem Auto eines Geistlichen. Später fand man den Film — offenbar wütend weggeworfen — am Straßenrand auf. Sein Titel lautete: „Freund, der Sünder.“

Eingeheizt

Das Haus seiner Freundin steckte in der südjapanischen Stadt Tottori der 36 Jahre alte Tschikwo Iwamoto in Brand. Nach dem Grund befragt, erklärte er: „Sie war mir zu kalt.“

Verschwendung

Zwölfhundert schwarze Spitzenhöchen verschickte der Kinobesitzer Ryohei Tanaka an ebensoviel Ballettmädchen in Tokio. Er versprach ihnen Freiplätze bei der Uraufführung eines Revuefilms, falls sie sich mit den Höchen dem Publikum vorstellten. Der Rekame-Gag fiel ins Wasser, denn keines der Mädchen kam. Die Hosen erhielt Tanaka aber auch nicht zurück.

Hochsitz

Zu einem „luftigen“ Umtrunk fanden sich vier Männer in der ostenglischen Küstenstadt Southwold zusammen. Auf dem von ihnen gemauerten, neuen Schornstein einer Brauerei leerten sie — in 15 m Höhe — feierlich einige Gläser Bier. Geschwankt hat nur der Schornstein — im Wind.

Falscher Alarm

Die Alarmglocke schrillte in einer Chicagoer Feuerwache. Hastig stülpten sich die tapferen Männer die Helme auf die Köpfe und rasten los. Sie mußten feststellen: der Alarm war falsch. Als sie wieder in der Wache ankamen, war ihr Fernsehempfänger verschwunden.

Unerwünscht

Regendächer hat man an den Bushaltestellen von East Haptree in Südwestengland aufgestellt. Die Sitze darunter sind jedoch sehr schmal und außerdem so aufgestellt, daß sie dem unangenehmen Nordostwind ausgesetzt sind. Dadurch sollen die Liebespaare ferngehalten werden.

Belohnung

Eine neue Methode zur Bekämpfung der Zahnfäule hat sich die Schulbehörde in Bankeryd (Schweden) ausgedacht. Jedes Schulkind, das dem Schulzahnarzt ein fehlerfreies Gebiß vorweisen kann, erhält eine Prämie von 40 DM und einen Trostpreis. Die Kosten dieser Belohnung werden je zur Hälfte von der Gemeindekasse und von den Eltern getragen.

Schlafzimmerschrank versteckt. Nora hatte sie bestimmt schon heimlich angesehen, und vielleicht hatte auch Ted es sich nicht ganz verknäueln können, in vielen Dingen war er noch ein rechtes Kind. Die Stechpalmenzweige und der Mistelzweig waren, wie in jedem Jahre, von Bettys Tante aus Kalifornien gekommen. Und wie in jedem Jahre waren sie alle bei den Williams zu einem vorweihnachtlichen Mittagsmahl eingeladen. Die Geschenke für die Williamskinder waren auch schon verpackt und lagen in einem großen Wäschekorb in der Diele. Am Nachmittag hatte der Gemüsehändler den Weihnachtsbaum geschickt. Falls es bei den Williams und mit dem anschließenden Besuch im Park bei Santa Claus nicht zu spät würde, konnte man ihn am Samstag noch schmücken, sonst eben am Sonntag. Vielleicht kam Lenore ein wenig helfen, das würde Charles Freude machen.

Henry kam die Auffahrt heraufgerollt, gab im Leerlauf noch einmal Vollgas, ehe er den Motor abstellte, stampfte sich auf der gefrorenen Fußmatte den Schnee von den Füßen und schnäuzte sich, als er in die warme Küche trat und die Tür zuzog. „Wunderhübsch“, sagte er und meinte den Baum. „Und wie weit bist du?“

„Geht ganz gut.“ Sie nahm einen Küchenlöffel und rührte in den Preiselbeeren auf dem Herd. „Was meinst du, kommen wir früh genug von meiner Schwester weg, daß wir den Santa Claus noch sehen und außerdem noch ein paar Einkäufe machen können?“

Er gab ihr einen Kuß in den Nacken. „Warum nicht? Ich muß übrigens auch noch ein bißchen einkaufen.“ Der unschuldige Blick, mit dem er seine Worte begleitete, war nur allzu durchsichtig.

Aha, mein Geschenk, dachte sie. Das hat er noch nicht. Und zum hundertsten Male an diesem Tage fiel ihr ein, daß sie ja nicht vergessen durfte, Herrn Salten im Herrenmodegeschäft anzurufen. Sie hatte sich für den Morgenrock für Henry entschieden. Er mußte ihn schleunigst herüberschicken.

Er zerbrach ein noch warmes Zimmetkuchlein, bestrich es mit Butter und sagte kauend: „Vielleicht können wir den Santa Claus in diesem Jahr auslassen. Die Kinder sind doch schon ein bißchen zu groß.“

„Nora wäre außer sich!“

„Ja, wahrscheinlich.“ Er biß erneut ab. „Sehr gut.“

„Verdirb dir nicht den Appetit!“

„Ausgeschlossen“, lachte er. „Ich habe Hunger wie ein Bär. Und übrigens würde ich den Santa Claus selbst gern sehen wie jedes Jahr, seit sie ihn das erste Mal aufgebaut haben.“

In jedem Jahr um die Weihnachtszeit bauten die Geschäfte im Simmons Park einen riesenhaften, mechanischen Santa Claus auf, der die Arme bewegte, den Kindern Geschenke reichte und der, mit einem Lautsprecher im Bauch, sogar sprach und mit tiefer Stimme Weihnachtslieder sang. Er war das große Weihnachtswunder für alle Kinder in Green Prairie, und jedes Kind wäre sich unglücklich vorgekommen, wenn es ihn nicht hätte besuchen dürfen.

Betty schaute in den Bratofen. Ihre Gedanken regten sich noch schneller als die flinken Hände, die das Essen zubereiteten. „Ich muß unbedingt noch etwas für die Frau Pfarrer besorgen. Jedes Jahr nehme ich mir vor, ich will ihr etwas zu Weihnachten schenken, und jedes Jahr schiebe ich es wieder auf und vergesse es.“ Sie reichte ihm einen Löffel: „Hier, halte mal, aber überm Ausguß!“ Sie lüpfte einen Topfdeckel, schaute in den Topf, ließ den Deckel zurückfallen. „Und erinnere mich daran, daß wir morgen Eiskrem mitnehmen. Steht im Eisschrank. Ruth kann in diesem Jahr nichts spendieren.“

„Wo sind die andern alle?“

„Kommen gleich. Nora ist bei den kleinen Crandons. Wo Ted ist, weiß ich nicht. Charles ist einkaufen.“

Henry blickte verlangend auf ein weiteres Kuchlein, beherrschte sich aber. „Wenn Charles in der Stadt ist, kommt er bestimmt erst spät zurück.

Hab' noch nie so eine Menschenmenge gesehen.“

„Ich mache mir Sorgen um ihn“, sagte sie.

Henry schaute sie nachdenklich an. „Ich auch. Es ist —“ Er nickte nach dem Fenster hin, zu dem hellerleuchteten Haus da draußen im Schnee, in dem die Baileys wohnten und in dem Lenore ihr ganzes Leben zugebracht hatte.

„Ich glaube, er hat den Urlaub nur genommen, um zu sehen, ob er nicht irgend etwas daran tun kann. Er weiß bestimmt, was gespielt wird.“

„Natürlich weiß er's“, antwortete Henry mit mildem Vorwurf, „du hast ihm ja immerfort geschrieben und mit ihm telefoniert.“

Sie verteidigte sich. „Ich dachte, daß er ein Recht darauf hat, alles zu wissen.“

„Das ist ja gerade der Haken bei der Liebe. Die Menschen meinen immer, daß sie ihnen Rechte gibt.“

„Ja, vielleicht nicht?“

Er lachte, legte seinen kräftigen Arm um ihre Schulter und wiegte sie sanft hin und her. „Nur, wenn sie gegenseitig ist, Betty. Lenore hat sich von unserem Jungen abgewendet.“

„Das glaube ich nicht. Da steckt bloß Netta dahinter. Lieber Gott, ich wünschte, ich könnte der mal Vernunft beibringen.“

„Jetzt noch?“ Er lachte. „Das versuchst du seit mindestens zwanzig Jahren.“

„Netta ist eben so. Wenn sie nicht so schrecklich ehrgeizig wäre, wär' sie gar nicht so schlecht.“ Betty seufzte und stach mit einer Gabel in die Kartoffeln, um zu sehen, ob sie gar seien.

„Fertig?“ fragte er eifrig.

„Nein, es ist noch eine halbe Stunde bis zum Abendessen. Das weißt du doch. Ich muß sie noch durchtreiben und überbacken. Außerdem bedrückt ihn etwas, das mit der Luftwaffe zu tun hat.“

Er folgte ihrem Gedankensprung ohne Schwierigkeiten. „Charles ist jetzt bei der Abwehr, Mutter. Da erfährt er eine ganze Menge Dinge, über die man sich schon den Kopf zerbrechen kann. Und dann hat er einen Haufen Verantwortung, mit all diesen Luftübungen.“

„Die bringen uns noch den ganzen Putz von der Decke runter, diese Düsenjäger. Charles geht immer sehr langsam vorwärts, genau wie du, Henry.“ Sie schwieg, dachte nach und verbesserte sich: „Wie du es manchmal tust. Es wird ihn eine lange, lange Zeit kosten, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Lenore Kit Sloan heiratet und nicht Charles Conner.“

„Tut sie das wirklich?“

„Ich fürchte, ja.“

„Na, das wird ja nicht gerade das vergnügteste Weihnachten werden, das wir je erlebt haben“, sagte er leise. Er guckte durch das Fenster auf die freundlich beleuchtete Schneelandschaft, schnupperte den traulichen Küchenluft ein und schüttelte den grauen Kopf. „Selbst ich werde eine Weile brauchen, ehe ich kapiert habe, daß Lenore nicht meine Schwiegertochter wird. Ich habe mir die beiden gar nicht mehr anders als zusammengehörig vorstellen können, seit dem Tage, als wir sie miteinander überrascht haben. Ein süßes kleines Ding war sie. Ich konnte es Charles nachfühlen.“

„Aber Henry!“

Er gab ihr einen sanften Klaps. „Ach, Mutter, tu man nicht so!“

Nora kam herein — das heißt, erst wurde einmal die Haustür mit großem Schwung aufgerissen und blieb sperrangelweit offen, bis eine Welle eisiger Luft Diele und Küche erfüllte. Dann wurde die Tür ins Schloß geworfen, und man hörte ein Paar Überschuhe mit dumpfem Gepolter in den Garderobenschrank fallen. Danach knallte auch die Schranktür zu, und dann ließ sich ein geräuschvolles Schniefen vernehmen, gefolgt von einem gewaltigen Niesen und dem halblauten Ausruf: „Verdammt!“

„Nora?“

„Ja, Mom. Ich bin's, kein Einbrecher und auch nicht der Mann, der die Bürsten verkauft oder der Mann mit

den Seidenstrümpfen oder sonst wer von deinen heimlichen Verehrern“, flötete Nora mit stark verschnupfter Stimme. Sie trat in die Küche und begrüßte vergnügt den Vater.

„Nora, laß mich mal in deinen Hals gucken“, sagte Betty.

„Ich bin aber ganz gesund.“

„Deine Stimme klingt belegt.“

„Bestimmt nicht“, verteidigte sich Nora und hustete, „es geht mir ausgezeichnet.“

„Sag mal a—h—h!“

Nora stand unter der Deckenlampe, hob ihr windgerötetes Gesicht und tat, wie ihr geheiß. „Guck dir das mal an, Henry. Ganz rot.“

„Es tut aber nicht ein bißchen weh“, sagte das Kind voll Eifer.

Frau Conner ließ sich auf den nächstbesten Stuhl fallen. „Das hat mir gerade noch gefehlt!“

„Ach, Mutter! Bloß, weil mein Hals etwas rot ist!“

„Vielleicht hat sie die Masern“, sagte Frau Conner und wurde immer besorgter. „Die grassieren gerade mal wieder.“

„Aber ich habe mich bestimmt nicht angesteckt.“

„Woher weißt du das? Henry, ich kann sie unmöglich zu Ruth mitnehmen, wenn sie erkältet ist. Das Baby und die anderen Kinder —“

„Das habe ich mir gedacht“, sagte Nora mit Grabesstimme. Sie war völlig geknickt. „Das habe ich die ganze Zeit geahnt. Das konnte ich mir schon vorher sagen, diesmal wird mir das ganze Weihnachtsfest total verdorben.“

„Morgen ist doch noch gar nicht Weihnachten. Morgen ist erst Samstag“, gab Betty zurück. „Du sollst doch bloß morgen nicht hinausgehen und nicht zu Tante Ruth mitkommen, damit du zu Weihnachten wieder ganz gesund bist.“

„Aber wir gehen doch immer zu Tante Ruth!“

„Ich meine ja auch nur dich, Nora. Wir anderen gehen natürlich. Ich muß eben jemanden finden, der morgen nach dir sieht.“

Nora war den Tränen nahe. „Ich möchte doch auch zu Tante Ruth, wie immer. Und ich möchte zu Santa Claus.“

„Charles oder Vater können ja Sonntag mit dir hingehen.“

„Aber sicher“, sagte Henry. Er fühlte sich unbehaglich. Noras Kummer über die Aussicht, das Weihnachtsessen in Farntal zu verpassen, ging ihm nahe. Auch fand er, daß seine Frau in ihrer Besorgnis, die Nefen und Nichten vor einer Ansteckung zu bewahren, des Guten zuviel tat. „Aber sicher, Betty. Nur, meinst du wirklich, daß Nora unbedingt wegbleiben muß?“

„Auf jeden Fall. Das Baby ist sehr empfindlich, das hat Ruth mir erst neulich wieder gesagt. Und ich weiß noch genau, wie wütend ich war, als sie voriges Jahr alle herkamen und Ted Ziegenpeter mitbrachten.“

Noras Gesicht verzog sich zum Weinen.

„Du bist doch ein großes Mädchen“, mahnte die Mutter. „Nun heule man nicht. Ich werde die Crandons anrufen.“

„Die gehen auch zu Besuch, nach River City.“

„Na, dann eben jemand anders. Du kannst bestimmt bei Netta bleiben, die hat morgen ihre Putzfrau.“

„Die ist scheußlich! Ich finde es schrecklich bei ihr.“

„Sie hat oft genug nach deinen Brüdern gesehen. Bei solchen Gelegenheiten ist sie immer sehr gefällig.“

Nora sagte: „Igittigtigtigt! Die alte Hexe! Immer schimpft sie, die alte Zanktipe.“

Henry konnte nicht anders, er mußte lachen.

„Xanthippe“, korrigierte Betty geistesabwesend. „Das ist sie aber nicht“, fügte sie schnell hinzu. „Wenn dein Hals morgen noch entzündet ist, kannst du bei ihr bleiben. Mein Gott, hoffentlich sind es nicht die Masern!“ Sie ging zum Telefon und war bald tief im Gespräch: „Wir wollen anschließend

nur noch schnell etwas besorgen, Netta, und kommen dann schleunigst zurück. Sie fällt Ihnen bestimmt nicht länger lästig als etwa bis vier —“

Nora drehte einen großen Topflappen in den Händen. Prinzeßchen, der Kater, hatte sich in diesem Augenblick entschlossen, von der Küche in die Vorderzimmer hinüberzuwechseln. Nora feuerte ihm den Lappen auf den Pelz. Prinzeßchen wandte den Kopf, um zu sehen, wer ihm den Streich gespielt hatte, zuckte die Achseln und verschwand. Betty war eben mit ihrem Gespräch fertig. „Geh du mal gurgeln“, sagte sie und fügte im gleichen Atemzug hinzu: „Himmel, meine Bohnen!“

Nora blieb noch einen Augenblick stehen und sah die Eltern mit herzzerbrechendem Ausdruck an, dann verschwand auch sie. Wenig später hörte man aus dem Bad oben ein blubberndes Geräusch, als ob Luft in die Wasserleitung gedrungen wäre.

Wieder ging die Haustür, und Charles kam in die Küche, die Arme mit Paketen beladen. „Einer muß mir abladen helfen!“ rief er. „Junge, Junge, das war ein Tag! Ein Gedränge in der Stadt wie bei einer Massenszene im Breitwandsuperfilm. Man könnte meinen, daß die Geschäfte heute alles verschicken, so ein Getümmel ist in den Läden.“

„Wird morgen noch schlimmer“, sagte Henry und half seinem Sohn abladen. „Sie sagen ja auch immer: Frühzeitig einkaufen! Geschieht mir ganz recht.“

Charles war noch nicht alle Pakete los und stand noch im Mantel da, als er die merkwürdigen Töne aus dem Badezimmer vernahm. „Was ist denn das?“ Er lauschte und verstand, lief zur Treppe und sang mit Fistelstimme die Begleitung. Die Badezimmertür knallte mit einer Wucht ins Schloß, daß man meinte, sie müsse in tausend Stücke springen.

II.

Es war ein wundervoller Morgen, und das machte es nur noch schlimmer, fand Nora, als sie die Augen auf tat. Sie kleidete sich trübselig an und ging trübselig zum Frühstück hinunter. Ted war schon da, Charles schlief noch. Der Vater war in die Stadt gefahren, um schnell noch etwas zu erledigen, sagte Betty.

Nora vertilgte zwei Eier, drei Scheiben Toast mit Apfelgelee, etwas Schinken, eine Schüssel Weizenflocken, anderthalb Glas Milch und eine Handvoll Pflaumen. Schweigend schlang sie ihr Mahl herunter. Sie kam sich vor wie ein Märtyrer; ihre Miene drückte das deutlich aus. Mit geistesabwesendem, ein wenig verächtlichem Blick sah sie zu, wie die Mutter aufräumte und Ted das Geschirr spülte. Sie saß noch genauso da, als Charles im blauen Anzug, angetan mit seinem besten Schlips, herunterkam und der Vater, vergnügt wie der Weihnachtsmann selbst, aus der Stadt heimkehrte, mit Paketen beladen. „Ein Gedränge in der Stadt“, berichtete er, „wie in einer Sardinenbüchse.“ Das alles ging Nora nichts an.

Die Zeit schien wie im Fluge davonzulaufen. Schon stand die Mutter in ihrem hübschen, neuen grauen Kostüm mit dem Fuchspelz vor Nora und sagte: „Wir sind gleich fertig. Hol deinen Hut, Mantel und Schal.“

„Bloß für das kleine Stückchen über die Straße?“

„Ja, und zieh die Pelzüberschuhe an. Ich werde Netta sagen, daß du nach dem Essen ein bißchen draußen spielen darfst. Und wir kommen sofort wieder von Ruth zurück, spätestens gegen vier Uhr.“

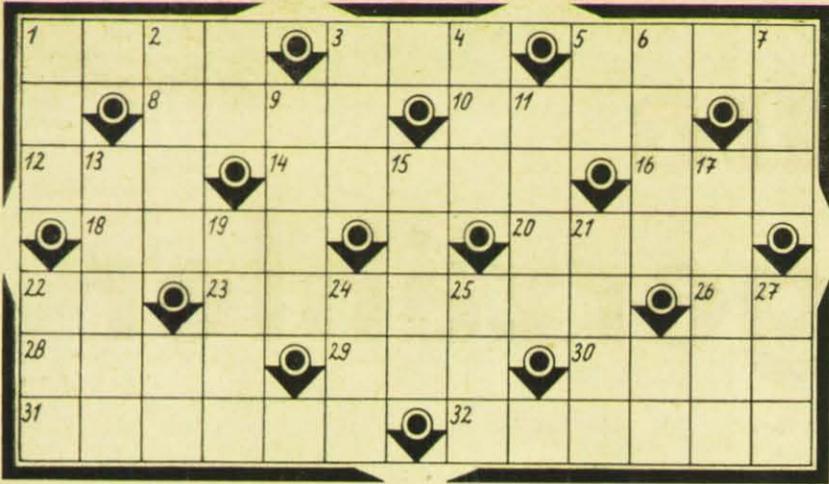
„Kann ich nicht mitkommen?“

„Nein, Nora, das geht wirklich nicht. Und ich möchte gern, daß du Netta zeigst, wie fein du putzen kannst.“

Nora blickte an dem alten braunen Kleid herunter, das sie hatte anziehen müssen, und kam sich wie das leibhaftige Aschenbrödel vor und legte mit kummervollem Herzen Schal, Mantel, den Hut und die roten Überschuhe an.

„Na los“, sagte die Mutter, „nun spring hinüber.“ (Fortsetzung folgt)

Kreuzwörterrätsel



Waagrecht: 1. menschliche Gemeinschaft, 3. Empfehlung, 5. Abscheu, 8. Biene, 10. eine der Gezeiten, 12. Strom in Afrika, 14. Fischgerät, 16. Raubfisch, 18. positive Vergeltung, 20. Nachtvogel, 23. erdgeschichtliche Periode, 26. chemisches Zeichen für Quecksilber, 28. Wohltat, 29. Speisefett, 30. Fluß in der Schweiz, 31. Mehrzahl, 32. Rechten.

Senkrecht: 1. von (holländisch), 2. Farbe, 3. Nordlandtier, 4. Getränk, 6. Stadt am Rhein, 7. rumänische Münze, 9. Halbaffenart auf Madagaskar, 11. Metall, 13. Vorbild, 15. Wandmaterial, 17. Fruchtstand, 19. Wasserstrudel, 21. Staat der USA, 22. Angsttraum, 24. römischer Sonnengott, 25. Zahlwort, 27. germanische Waffe.

Anmerkung: Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Felder 26, 8, 2, 32, 31, 14, 19, 13, 6, 1, 10, 3, 16, 21, 25, 4, 20 und 12 einen wichtigen Grundsatz der Luftschutzausbildung.

SILBENRÄTSEL

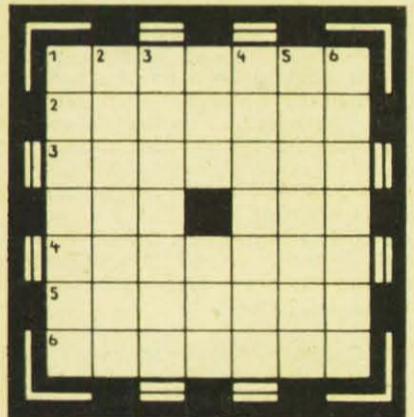
Aus den Silben bo — bus — cy — dra — dus — e — e — eu — fa — gi — go — hei — in — is — keit — le — mis — dra — mus — nan — ne — ni — nu — om — on — pa — pe — rich — rie — ro — ron — sching — si — ta — ter — to — to — ver sind 14 Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

- 1. Pflanzenkunde
- 2. Männername
- 3. Ausgabe von Wertpapieren
- 4. Stadt in Kanada
- 5. Frohsinn
- 6. Verkehrsmittel
- 7. franz. Erzähler (1828—1905)
- 8. Ichsucht
- 9. Stadt in Frankreich
- 10. Karneval
- 11. Strom in Indien
- 12. Faltenwurf
- 13. Erdteil
- 14. altrömische Truppeneinheit

Bei richtiger Lösung ergeben die ersten Buchstaben von oben nach unten gelesen, und die vierten Buchstaben von unten nach oben gelesen, die Namen eines deutschen und italienischen Komponisten sowie je eines ihrer Werke.

Magische Figur

Die Buchstaben a — a — a — a — e — e — e — e — e — e — e — e — e — e — e — e — e — e — h — h — i — i — i — i — m — m — n — n — n — n — n — n — n — n — p — p — p — r — r — r — r — r — r — s — s — s — t — t — t — t — t — t — t ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Auskundschafter, 2. feines Gebäck, 3. Heilmittel, 4. männlicher Vorname, 5. französische Buchdruckerfamilie; auch Schriftart, 6. Rentier.



Ein Gedanke

Ich schnitt eine Blume mitten durch, fast tat mir's innerlich weh, doch als ich den Schluchsel mir besah, da hatte ich eine Idee. Ihr meint, ich möge deutlicher sein? Nun, das besorgt schon das Blümchen fein.

Rätsellösungen aus Nr. 4

Kreuzwörterrätsel: Waagrecht: 3. Lunge, 7. Jul, 8. Ur, 10. Ferien, 11. Eliminationen, 15. Sauberkeit, 17. on, 18. Eta, 19. Ist, 20. Nm, 22. La, 24. Err, 26. Hose, 27. Seil, 29. LX, 30. Aachen, 31. Tell, 32. drei, 33. Tabes, 35. Al, 36. Rebe, 38. Ufer, 40. Fel, 42. Ob, 44. Erl, 45. Ner, 48. Au, 51. Fadenkreuz, 54. Verteidigungs, 57. Cortez, 58. an, 59. Tee, 60. Elger, 61. er — Senkrecht: 1. Zulu, 2. Alibi, 3. Leo, 4. Urne, 5. nie, 6. Genuß, 7. Jeanne, 8. Unke, 9. Raete, 10. fit, 12. Mehl, 13. Ir, 14. Tiara, 15. so, 16. Stelle, 19. Ionien, 21. Mittel, 23. Allee, 25. Radio, 26. Heer, 27. Steuer, 28. Lear, 34. Saku, 37. braune, 39. frivo!, 41. Nedda, 43. Binai, 46. rein, 47. Ern'e, 49. Uz, 50. Orte, 51. Fez, 52. ng, 53. Eger, 55. Erg, 56. Ter. — Sauberkeit ist ein Verteidigungsmittel.

Magisches Quadrat: 1. Parabel, 2. Arizona, 3. Rin, 4. Azteken, 5. Boa, 6. Entente, 7. Laender, 8. Ate, 9. und.

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14täg. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3, Ruf 5 71 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstraße 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis sfrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis sfrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburger, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.06).

Die Pechsträhne

In Neapel kommt eine Reisende aus dem Hauptbahnhof gelaufen. Sie hat es eilig, denn sie muß zum Vesuviana-Bahnhof, um ihren Anschlußzug nach Sorrent zu erreichen.

Vor dem Bahnhof steht nur eine uralte Droschke mit einem Esel bespannt, der noch antiker aussieht als das klapprige Gefährt.

Der Kutscher springt vom Bock und reißt dem Gepäckträger die Koffer aus der Hand.

„Steigen Sie ein, Signora“, schreit er. „Die Auto-Taxen haben heute Streik, und die Pferde-Taxen sind alle unterwegs. Aber ich fahre Sie schnell und sicher.“

„Ich muß zum Vesuviana-Bahnhof“, sagt die Reisende. „Wird Ihr Esel es auch schaffen? Er sieht nicht sehr kräftig aus.“

„Oh, Signora, der hat's in sich“, beruhigt sie der Kutscher. „Er ist schnell wie der Blitz.“

Peitschenknallend und unter riesigem

Stimmaufwand treibt er sein Langohr zu höchster Eile an.

Langsam setzt sich das graue Knochenbündel in Bewegung. Das müde Getrippel macht die Reisende nervös, sie verliert die Geduld.

„Hören Sie mal“, ruft sie, „das mit dem Blitz scheint mir wahnsinnig übertrieben. Ist Ihr Esel krank? Er sieht ja aus, als werde er in der nächsten Minute zusammenbrechen.“

Der Kutscher wendet sich zurück und antwortet in vertraulichem Flüsterton: „Ich will Ihnen verraten, was mit ihm los ist, Signora. Er ist so gesunken. Sie haben noch nie einen so gesunden Esel gesehen. Aber er hat in letzter Zeit verdammt wenig Glück gehabt.“

„Wenig Glück? Wieso? Wie meinen Sie das?“

„Ja, sehen Sie, Signora: jeden Morgen wetten wir beide, ich und der Esel, ob er sein Futter haben wird oder ich meinen Grappa-Schnaps. Und der arme Kerl hat seit Wochen eine furchtbare Pechsträhne...“

In Ost und West: Ja zum Luftschutz

Fortsetzung von Seite 3

Der nach § 8 des Gesetzes zu bildende Beirat wird hier ein fruchtbares Feld für sein Wirken finden. Wir glauben aber ebenso, daß unsere Wissenschaftler und Techniker in der Aufklärung der Bevölkerung wesentlich mitwirken können. Sie sind am besten in der Lage, anzusetzen auf ihre Sachkenntnis und ihr Ansehen, der Bevölkerung die Bedeutung und die Wirkung der Schutzmaßnahmen zu ihnen zu geben und ihre Mitarbeit zu gewinnen. Wir wenden uns daher an sie alle mit der Aufforderung, in der Aufklärungsarbeit über die Bedeutung des Luftschutzes und seiner Maßnahmen zur richtigen Beurteilung der Lage durch die Bevölkerung beizutragen. Sie sollen ihr wohl die Größe der Gefahr zeigen, an deren Abwendung jeder mithelfen muß und kann. Sie sollen ihr ebenso klarmachen, daß es sich hier um Vorbeugungsmaßnahmen handelt, die trotz aller Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens rechtzeitig getroffen werden müssen. Sie sollen der Bevölkerung aber auch die Gewißheit geben, daß bei richtiger Durchführung des Gesetzes die Möglichkeit besteht, diese Gefahren weitgehend einzuschränken.

Das wird uns helfen, die Mitarbeit der ganzen Bevölkerung an der von dem Gesetz erstrebten Erhöhung unserer Verteidigungsbereitschaft zu gewinnen, genauso wie es uns gelungen ist, die Unterstützung unserer Menschen für unsere Friedenspolitik zu gewinnen, von der gerade auch dieses Gesetz ein Teil ist.“

Gebot der Vernunft

Die nationaldemokratische Abgeordnete Elisabeth Schöcker sagte in der 31. Tagung der Volkskammer u. a.: „Wir sind politisch und ökonomisch stark genug, um auch die Aufgaben unseres Luftschutzes erfolgreich lösen zu können.“

Schon bei der Ankündigung, daß die Volkskammer sich mit diesem Gesetzentwurf beschäftigen wird, gab es verschiedentlich im Mittelstand Stimmen, die meinten: Das hat doch keinen Zweck heutzutage. Wenn es wirklich einen Atomkrieg gibt, dann ist doch alles aus, dann wird die Welt untergehen.

Diesen Menschen werden wir geduldig erläutern müssen, daß sie mit dieser Meinung eine sehr raffinierte Zwecklüge des Gegners nachplappern. Uns ist klar, daß die Schrecken und Leiden eines Atomkrieges alles bis heute Vorstellbare in den Schatten stellen würden. Gerade darum kämpfen wir gegen einen Atomkrieg. Natürlich gibt es kein Mittel und keine Maßnahme, die in einem

Atomkrieg ausnahmslos allen Menschen Sicherheit und Schutz bieten würden, aber natürlich ist der Luftschutz nicht sinnlos. Es ist ein Gebot der politischen Vernunft, trotz ererbter militärischer Überlegenheit alles Erdenkliche zu tun, um die größtmögliche Sicherheit der Bevölkerung vor Angriffen aus der Luft mit modernen Luftschutzmaßnahmen zu gewährleisten.

Es ist bekannt, daß die sowjetische Armee bereits Mittel und Wege gefunden hat, ihre Truppen auch unter den Bedingungen eines Atomkrieges operieren zu lassen. So werden auch Mittel und Wege gefunden werden, um unsere Bevölkerung vor etwaigen Angriffen zu schützen.

Wovon eine Frau sonst nicht spricht!



Für jede Frau unentbehrlich! Int. Fragen finden Beantwortung! Gesundes Liebesleben in der Ehe, Geburtenregelung, Ehekalender, Ehekrise und ihre Überwindung, Erlangung einer formvollendeten Büste. Int. Kosmetik, Auswirkung auf Partner, Schwangerschaft u. Wechseljahre. Frauenüberschuß. Dieses einzigartige illustrierte Buch per Nachnahme oder Voreinsendung DM 6,85. Einhorn-Versand, (14a) Fellbach/Württ. Postfach 234/155/5.

Sonderangebot



Fabrikneue deutsche Optima-Koffer-Schreibmaschine herabgesetzt auf 288.— Absolut preislos, da Umtauschrecht. Wir führen alle Fabrikate. Günther Schmidt GmbH, Frankfurt am Main, Platz der Republik 3, Abt. 9 S

4.— DM Anzahlung bei: Torpedo 20 (mit Koffer) Olympia SF (ohne Koffer) Größtes Fachgeschäft Süddeutschlands



Das müssen Sie lesen! Liebeleli-Fliirt-Bekannthschaft Freundschaft - Liebe - Ehe DAS LIEBES-LEHR- u. LESE- BUCH im besten Sinne! 680 DM „Lieben - aber wie?“ mit 57 reizvollen Fotos u. Z. Best. Sie sofort (neutral, Versand zuzgl. Vers.-Spesen nur geg. Nachn.) b. Buchversand D. Albrecht, München 13, Postfach 242. Postlagd. nur geg. Voreinsendg. v. 7.40 DM

In der Sahara ticken Geigerzähler

2. Folge



Marcel P. ist von Beruf Uransucher in der Sahara. Mit Jeep und Geigerzähler und seinem Freunde René hat dieser moderne Schatzsucher die Wüste, genauer die kahlen gebirgigen Gegenden des riesigen Sandmeeres, durchforstet. Nach langen Mühen sind die beiden fündig geworden. — Man weiß, daß Uran nicht der einzige Schatzfund in den unwirtlichen Gegenden sein und bleiben wird.



Marcel P. hebt sein Glas und trinkt der Dame des Hauses zu. Sein Gesicht ist tiefbraun, von Sand und Sonne gegerbt. Er sagt: „Madame, wir sind Ihrem Gatten sehr dankbar, daß er uns, zwei Fremde, so freundlich in sein Haus eingeladen hat. Wir möchten Sie gern besser unterhalten. Aber wir wissen nicht recht, was wir erzählen sollen. Gewiß, wir haben Uran gesucht und gefunden. Das Claim ist abgesteckt, eingetragen. Wir modernen Schatzsucher sind keine Abenteurer. Wir starten im Auto, haben den Geigerzähler im Rucksack, richten uns nach Karten, die nach Flugbildern gezeichnet sind, nehmen an Ort und Stelle die Beine in die Hand, stolpern über Felsen und Spalten, den Kopfhörer über den Ohren, warten, bis er loslegt, knackt und knistert. Das ist alles...“

„Aber Sie haben doch viel erlebt!“ Madame läßt nicht locker.

„Man erlebt nicht viel in der Wüste!“ Diesmal antwortet René. „Man wünscht gar nicht, besonders viel zu erleben. Es ist besser, wenn alles glatt geht!“

„Ich verstehe!“ Frau Dupont lacht. „Wir Franzosen sitzen in Algerien wie auf dem Pulverfaß. Man reißt sich nicht um eine Begegnung mit den Rebellen. Es genügt, wenn man täglich davon in der Zeitung liest. Doch wenn man in der Sahara lebt...“

„Wenn man seine Suppe über Kamelmist kocht... Wenn man in einem wasserleeren Wadi übernachtet und wach wird, weil man im Schlafsack zu schwimmen anfängt — weil es in den Bergen geregnet hat... Wenn das Auto streikt, weil Sand im Getriebe ist... Wenn man in einen Staubsturm gerät und 1000 km vom nächsten Zahnarzt entfernt eine Wurzelhautentzündung bekommt... Wenn Sie so was Erlebnisse nennen, Madame, dann können wir Ihnen dienen, aber nur dann!“

„Ich habe schon gehört, daß man in einem Wadi ertrinken kann“, gibt Odette Dupont zu, „erzählen Sie von dem Wadi!“

„Da ist nichts zu erzählen! Wir sind ja nicht ertrunken! Die Sache mit den Zahnschmerzen war viel schlimmer. Aber am schlimmsten waren die Fliegen! Ganz unter uns, sie waren das Gräßlichste, was wir erlebt haben!“

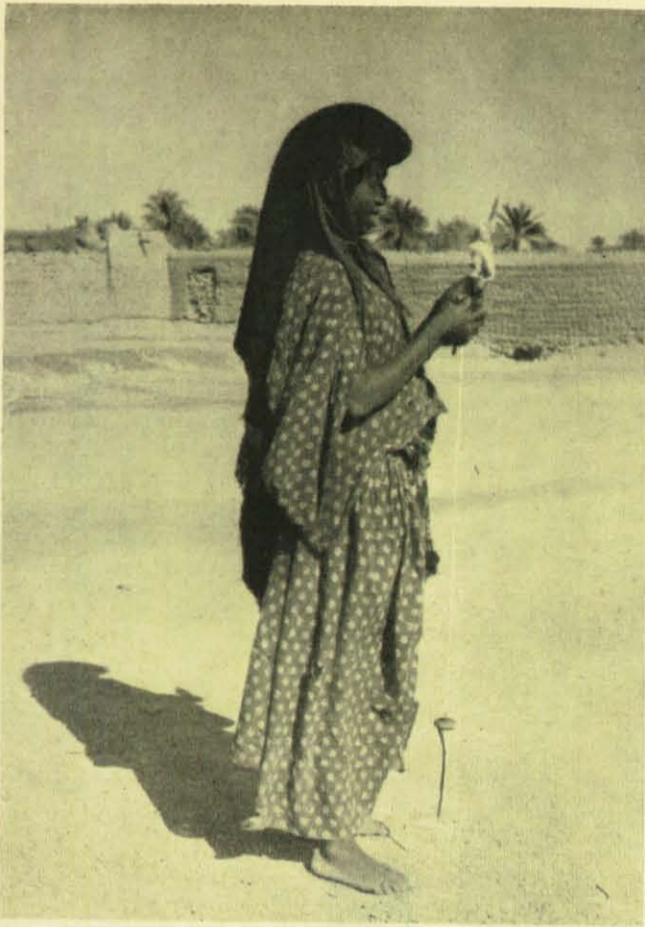
„Ach!“

„Sie glauben mir nicht, Madame?“ Marcel kneift die Augen noch schmäler zusammen. „Ich versichere Ihnen, es ist die reine, ungeschminkte Wahrheit. Natürlich, Fliegen sind nicht romantisch, aber sie sind abscheulich, wirklich.“

Stellen Sie sich vor, Sie fahren auf einer Piste. Das ist sowieso kein Vergnügen. Pisten sind was für Kamelkarawanen, aber nicht für Autos. Der Wagen springt von Schlagloch zu Schlagloch. Man spürt alle Knochen.

Wohlverstanden, Sie fahren durch eine Gegend, in der Sie, wenn Sie Glück haben, alle zwei, drei Tage einmal einer Karawane begegnen. Ab und zu sehen Sie ein paar Gazellen, einen Steppenadler, sonst nichts,

Die weiße Stadt Gardaia liegt einige Auto-Tagereisen südlich von den letzten Ausläufern des Atlasgebirges in der Sahara. Die Einwohner sind Berber. Brennholz gilt bei ihnen als Kostbarkeit. Es wird in Kamellasten zum Markt geschafft. Man pflegt recht merkwürdige Handelssitten. Die Käufer hocken sich gemütlich hin. Die Händler ziehen mit der Ware an ihnen vorbei. Wortreich preisen sie ihre Schätze an: Stoffe, Lampen, Gewürze, Teppiche, Burnusse. Stundenlang und mit wachsender Begeisterung wird um den Preis gefeilscht.



So spinn man in der Wüste. Fatima ist eine kleine Sklavin, ein vergnügtes kleines Ding. Sie singt, während sie die Wolle aus dem Rocken zupft. Lustig tanzt die Spindel. Die „Luftlöcher“ in ihren Kleidern sind bei der Hitze des Wüstentages recht nützlich — findet sie. Die junge Negerin hat an ihrem Los wenig auszusetzen. „Allah wollte, daß es Herren und Sklaven gibt“, sagte das Kind treuhuldig. „Wer bin ich schon, daß ich mit ihm rechten dürftel!“

nur Sand, Sonne, Wind und natürlich den Himmel. Ab und zu ist er mit ein paar Wolken garniert.

Dann halten Sie, wollen abkochen.

Und dann sind auf einmal die Fliegen da: nicht zehn, nicht hundert, tausend, und sollten Sie in einer Oase halten, Millionen. Wir waren in Gardaia — alles schwarz von Fliegen. Wir waren in Tamarasset, dem einzigen größeren Ort im Hoggargebirge — wenn man ein paar Dutzend Lehmhäuser mit ein paar hundert Einwohnern einen ‚größeren Ort‘ nennen kann. Wir brausten zum Flugplatz, holten Benzin und unsere Post und machten, daß wir fort kamen. Hinter uns her eine Wolke von Fliegen. Ich fing an, die Tuaregs für sehr vernünftige Leute zu halten, weil sie sich blaue Tücher ums Gesicht wickeln und die selbst beim Essen nicht ablegen. Dann können ihnen wenigstens keine Fliegen in den Mund fliegen!“

„Mon Dieu!“ sagt Madame Dupont. „Kann man denn gar nichts tun?“

„Tun?“ Monsieur P. schüttelt langsam den Kopf. „Sie leben hier, in dem schönen Paris, Sie können sich das nicht vorstellen. Da kann man nichts machen. Entweder man gewöhnt sich daran, oder ...“

„Oder?“

„Man macht es wie René und ich!“

„Und was haben Sie und René — ich meine Monsieur Turandel — gemacht?“

„Wir — wir haben Uran gesucht und gefunden. Das heißt natürlich kein reines Uran, sondern Pechblende. Sieht gelbgrünlich aus, und wie gesagt, wenn man darauf trifft, knattert der Geigerzähler, denn das Zeug ist radioaktiv. Je mehr er knattert, um so besser ist die Qualität. Na, wir waren zufrieden. Unsere Pechblende ist nicht ganz so gut wie die Pechblende aus Belgisch-Kongo, aus den Minen von Haut Katanga, aber sie kann sich sehen — ich meine hören lassen.“

„Ich gratuliere!“

„Merci, Madame, merci! Hören Sie, wie es weiterging. Wir fahren also nach Tamanasset — trotz der Fliegen, lassen den Wagen stehen, kaufen zwei Flugkarten nach Paris und wieder zurück, wollen hier einen Einkauf machen.“

„Wollen wir machen, daß ich weiß, was Sie einkaufen werden?“

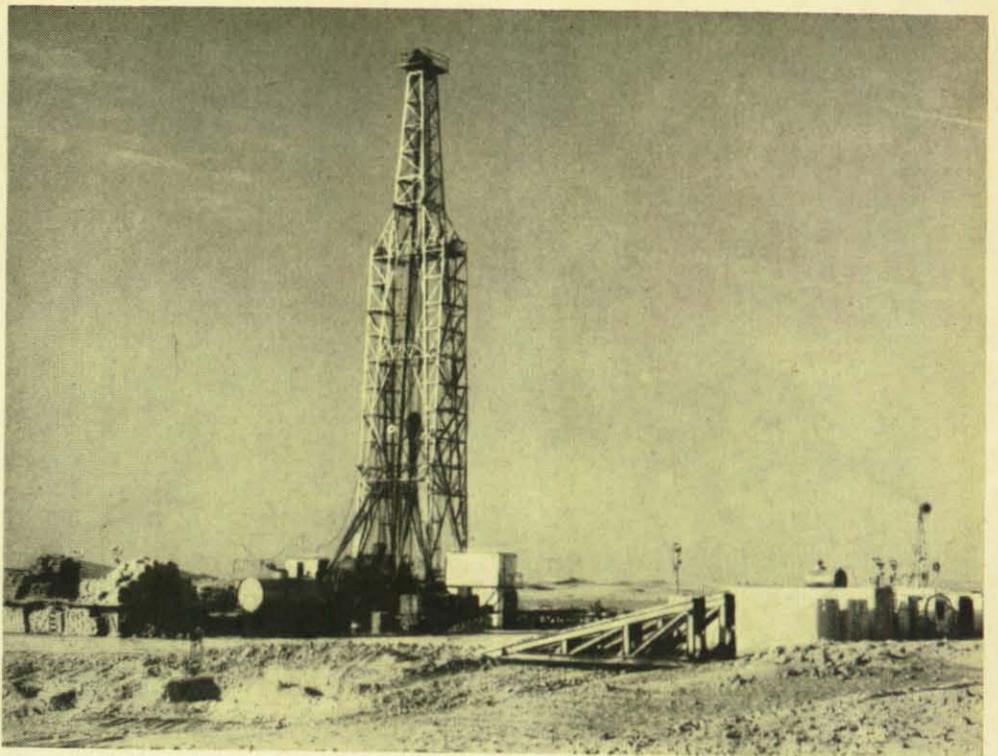
„Aber Madame, wir wären untröstlich, wenn Sie verlieren sollten!“

„Mon Dieu, Messieurs, ich verliere nicht. Man hat im Hoggar kürzlich auch Diamanten gefunden, wetten wir um einen Diamanten — falls Sie das Glück haben würden, einen zu entdecken. Ich nehme an, Sie sind gekommen, um ein Mittel zu kaufen, Marke ‚Fliegentod!‘“

Die beiden Schatzsucher sehen sich verdutzt an. „Sie sollten Hellseherin werden, Madame!“ stottert Marcel P.

„Gar nicht nötig“, sagt die hübsche Odette Dupont, „gar nicht nötig! Ich empfehle Ihnen, kaufen Sie einen größeren Posten, denn ...“, hier zögert sie ein wenig ... „Mein Mann hat Sie im Flugzeug davon sprechen hören. Es war für ihn sehr interessant. Er ist nämlich stiller Teilhaber bei der Firma!“

Ein drittes Gleis wird in den Schienenweg von Touggourt nach Philippeville „eingezogen“. Wenn die Schatzsucher irgendwo in der Wüste fündig geworden sind, müssen sie „Anschluß an den Weltverkehr“ suchen. Die Eisenbahnen kommen ihnen im Rahmen ihrer Möglichkeiten entgegen. Aber bei der gewaltigen Flächenausdehnung der Sahara mit etwa 8 Millionen Quadratkilometern bleiben sie natürlich vorläufig noch in den Randgebieten stecken. Zwischen Oran, Dschidda und dem Niger ist schon eine Direktverbindung geplant.



Hier liebt Öl. Die Jagd nach ungehobenen Bodenschätzen in der Wüste und in den Gebirgszügen, die zur Sahara gehören, ist mancherorts sehr erfolgreich verlaufen. In der öden, menschenarmen Einsamkeit stehen hochmoderne und leistungsfähige Industrieanlagen. Doch das Land selbst ist und bleibt unwirtlich und unerschlossen. Der Verkehr rollt meist über die ausgetretenen Pisten uralter Karawanenwege von Oase zu Oase, Kamelknochen bleichen am Rande dieser Straßen, ab und zu mißtrauisch beäugt von Geiern.



Eine Straße wird abgesteckt. Die Sahara ist auch für Europa „interessant“ geworden. Und nicht nur für Europa! Wie es heißt, bemühen sich auch schon die großen amerikanischen Erdölkonzerne und die uranverarbeitende Industrie um die wertvollen Schätze der Wüste.



ZB

Giulietta Masina



Dr. phil. Gelsomina

— möchte nie enttäuschen

Eigentlich heißt sie ja Giulietta mit Vornamen. Aber durch ihre ergreifende Darstellung des schwachsinnigen Mädchens Gelsomina in dem Meisterwerk „La Strada“ ist die Masina weltberühmt geworden. Kürzlich weilte sie in der Bundesrepublik und stellte sich in Köln bei der 200. Vorstellung ihres Films „Die Nächte der Carbiria“ im Lux-Studio persönlich ihren Freunden vor. Als Stellvertreterin ihres Gatten und Regisseurs Federico Fellini nahm sie den Deutschen Kritikerpreis für „La Strada“ entgegen. Unser Reporter hatte Gelegenheit, sich mit der großen Darstellerin zu unterhalten. Sie wirkt ganz wie in ihren Filmen: einfach, bescheiden und zurückhaltend. Aber sie ist eine Frau, die genau weiß, was sie will. Schließlich ist sie nicht umsonst Doktor der Philosophie. Als Wunsch für weitere Filmarbeit äußerte sie: „Ich möchte nie enttäuschen!“

Die großen Erfolge



„LA STRADA“, das Lied der Straße, war der erste große Erfolg Giulietta Masinas, wenn sie auch vorher bereits von italienischen Filmkritikern mehrere Preise für die Gestaltung von Nebenrollen erhalten hatte. Unser Bild zeigt die Masina als Zirkusclown in der Zirkusschau des Zampanò.



„DIE NÄCHTE DER CARBIRIA“ schildert die Geschichte eines gutgläubigen, römischen Straßenmädchens, das immer wieder Enttäuschungen erlebt und doch den Mut zum Leben nicht verliert. Giulietta spielt dieses von der Gesellschaft ausgestoßene Geschöpf, das sich nach echter Liebe sehnt, erschütternd und ergreifend.



„FORTUNELLA“ heißt der neueste Streifen, den das Künstler Ehepaar Masina/Fellini zusammen gestaltet hat. In Italien, wo der Film bereits angelaufen ist, spenden auch diesmal die Kritiker wieder einmütiges Lob. Noch in diesem Jahr wird „Fortunella“ auch bei uns laufen. Fotos: E. Schwarz (1), Constantin-Filmverleih (4).